

~~Old 38 f~~
FK 38 f





SKIZZEN

von der

INSEL JAVA

und derselben

VERSCHIEDENEN BEWOHNERN.

Von

J. J. X. PFYFFER zu NEUECK.

Omnes homines qui sese student, praestare
caeteris animalibus, summa ope niti decet, vitam
silentio ne transcant, veluti pecora quae natura
prona atque ventri obedientia finxit.

Sall. bell. Catil.

1 8 2 9.

Schaffhausen bey Franz Hurter.



1131



Der Zweck dieses Werkes

ist kein anderer, als Licht zu verbreiten über ein, für viele noch ganz unbekanntes Land, um ungeschmückt, im einfachen Kleide der Wahrheit, den Charakter, die Lebensart und die Gebräuche eines höchst merkwürdigen fremden Volkes darzustellen, welches auf einer der grössten Inseln im ostindischen Archipel, ferne von dem civilisirten Europa wohnend, natürlicher Weise ganz andere Lebensansichten, Sitten und Einrichtungen besitzt, die dem mehr als oberflächlichen Beobachter sehr viele interessante Gegenstände darbieten.

Schon in der frühesten Jugendzeit nährte ich den Wunsch, einmal in meinem Leben die immer grünen Inseln zu betreten, und den Menschen auch in seinem rohen, ursprünglichen Natur-Zustande kennen zu lernen. In meiner Fantasie begleitete ich den unternehmender, kühnen Seefahrer auf seinen wunderbaren Zügen, und entwarf für mich ein so reizendes Bild von den durch den unermesslichen Ocean zerstreuten Inseln und ihren Bewohnern, dass auch der kleinste Anlass meine Sehnsucht nach einer Seereise auf das Neue entflamte. — Das Schicksal selbst führte mich der Erfüllung meines Wunsches entgegen.

Wenn Missgeschick auch nicht wünschbar ist, so bleibt es doch immer für viele Jünglinge ein nothwendiges Uebel, indem es die beste praktische Schule für den Menschen wird. Es gleicht einem giftigen Natur-Erzeugnisse, welches nach verständiger Zubereitung die herrlichste Arznei giebt.

Mit froher Begeisterung bestieg ich das Schiff, welches, für eine ferne Reise ausgerüstet, von Texel auslief. Doch muss ich bekennen, dass jene oft durch das wehmüthige Gefühl des Scheidens von den

heimathlichen Gegenden und durch manche andere Erinnerung geschwächt wurde, als wir nach und nach bey günstigem Winde die äusserste Spitze von Europa aus dem Gesichte verloren. Der Gedanke, vielleicht sehe ich dich zum letztenmal, löste sich oft in einen lauten Seufzer auf und steigerte die ohnehin unangenehme Empfindung bey dem Anfang des Seelebens zu einer solchen Höhe, dass ich mich leicht hätte entschliessen können, auf der ersten besten Insel zurückzubleiben und lieber daselbst mit den Eingebornen des Landes, als unter dem rohen Schiffsvolke zu leben.

Nach und nach aber gewöhnte ich mich an die Gesellschaft und an das trügliche Element. Als wir endlich die Insel Madeira erreichten und das Geschrey Land! Land! durch das ganze Schiff ertönte, war mein Unmuth dahin und die Ursache meiner Unzufriedenheit vergessen. Ich wurde vertraut mit den Gewohnheiten der Seeleute, forschte bey den Erfahrensten unter ihnen nach allem, was mir auf der Reise nützlich werden könnte, beschäftigte mich mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, erlernte aus einem mitgenommenen Buche die Anfangsgründe der malayschen Sprache, und sah in Kurzem, dass man aus allen Verhältnissen des Lebens Vorthail ziehen könne.

Wir segelten ohne besondere Abentheuer an der Insel St. Helena vorbey und langten nach einem viertägigen Sturm in der Bay Fals an dem Vorgebürg der guten Hoffnung an, welches wir jedoch nach kurzem Aufenthalt verliessen und unsere Fahrt weiters nach Ostindien fortsetzten. Ein furchtbarer Sturm schlug das Schiff beynahe an die Küsten der Insel Madagaskar und raubte uns zwey der besten Matrosen, welche bey Abnahme des obersten Theils von dem Mittel- oder grossen Maste über Bord fielen und nicht mehr gerettet werden konnten. Wie die himmelhohen Wellen sich legten und das empörte Meer sich geebnet hatte, fiengen wir mehrere Albatross-Vögel, mittelst eines starken Hackens, woran Speck befestigt war. Einer derselben erreichte mit ausgebreiteten Flügeln eine Breite von mehr als 16 Fuss. Auch einige grosse Hayfische wurden auf gleiche Art gefangen. Der letzte war ein Weibchen, hatte eine Länge von $11\frac{1}{4}$ Fuss und 49 lebendige

Junge, wovon jedes 1½ Fuss lang war, bey sich. Unter denselben und in der nemlichen Hülle befand sich ein lebendiger Fisch, der nach seiner Gestalt zu einer andern Gattung gehörte — nach meinem Erachten eine sehr seltene Erscheinung. — Obwohl man in dem Innern des See-Ungeheuers Stücke von Kleidern, Stricke, Fleischklumpen u. dgl. fand, und man Tags vorher die Leiche eines alten Weibes über Bord geworfen hatte, so fielen doch die Matrosen mit wilder Begierde darüber her und kochten die zerlegten Stücke, um, wie sie sagten, frische Speise zu haben.

Endlich langten wir den 8. October 1819, nach einer Fahrt von sechs Monaten und fünf Tagen, und nach mannigfaltigen Entbehrungen, Gefahren und Verdriesslichkeiten, in der Strasse Sundah und zwey Tage später auf der Rhede von Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, an.

Mit diesem wundervollen, schönen Lande, welches mir durch glückliche Verhältnisse, Kenntniss der üblichen Sprachen und Gewohnheit theuer wurde, werde ich meine verehrten Leser näher bekannt zu machen suchen, und hoffe auf gütige Nachsicht, wenn meine Bemerkungen und Schlüsse nicht immer die Billigung eines Jeden erhalten können. Das Urtheil zweyer gleichgesinnten Menschen fällt sogar verschiedenartig aus, wenn der Standpunkt ihrer Beobachtungen, Zeit und Umstände derselben nicht die nämlichen waren.

Für mich ist das Schreiben dieser Blätter eine angenehme Beschäftigung, denn dadurch bleibt meinem Geiste dauernder die Erinnerung an eine Weltgegend, wo mich die Vorsehung viele Jahre gegen den schädlichen Einfluss des glühenden Klima's schützte, wo ich unter gutmüthigen Indianern, verehrt und geliebt, glücklich gewesen wäre, hätte nicht die heisse Sehnsucht nach der Heimath den Frieden meines Herzens zerstört.

Der Einfluss des Heimwehs ist wie begreiflich unter dem heissen Erdgürtel weit gefährlicher, als unter den gemässigten Himmelsstrichen, obwohl eigentlich dieser traurige Geistes-Zustand überall, je nach sei-

nem Charakter, mehr oder weniger üble Folgen nach sich zieht. Während die Gegenwart immer im schwarzen Flr erscheint, umgaukeln die Bilder der Vergangenheit wie hehre Lichtgestalten die Sinne des Leidenden; die Phantasie quält ihn unaufhörlich mit Zaubergemälden aus der entfernten Heimath und verspricht ihm dasebst eine so reizende Zukunft, dass ihn endlich Sehnsucht und Verlangen für jede Freude der Gegenwart gefühllos machen.

Weder Verhältnisse, Verbindungen, noch schöne Aussichten in die Zukunft waren im Stande mich zurückzuhalten, als ich auf mein Ansuchen von der Niederländisch-Indischen Regierung nebst ehrenvoller Entlassung aus dem Dienst eine ansehnliche Gratifikation erhielt. — Die Vorsehung schützte mich und meine Reise-Gefährten auf der Rückreise, welche wir im September 1827 antraten, und obwohl wir dreymal furchtbaren Sturm hatten, langten wir doch sehr schnell und glücklich in Europa an.

Wie könnte ich die Gefühle ausdrücken, die mich bei dem Anblick der heimathlichen Berge übermannten! Der Gränzstein des Vaterlandes wurde von mir wie ein alter, geliebter Freund bewillkommt und ein unnennbares Etwas durchglühte mein Inneres, als ich endlich nach vieljähriger Abwesenheit den heimathlichen Boden wieder betrat. — Auffallend ist es gewiss, dass ich in diesem langen Zeitraum beynahe kein Wort der Mutter-Sprache und des Schweizer-Dialekts vergessen hatte.

Hier breche ich ab, indem ich nicht meine Geschichte schreiben, sondern ein fremdes Volk und Land schildern will. — Ich hoffe auf die gütige Nachsicht befugter Richter, und wünsche dass jeder Leser Nutzen oder Unterhaltung aus diesen Blättern ziehen möge.

Luzern, im Januar 1829.

Der Verfasser.

TOPOGRAPHISCHE SKIZZE

V O N

J A V A.



Die Insel *Java*, oder *Djava*, liegt unter dem 6ten Grad südlicher Breite und dem 124ten Grad Länge *) Sie ist eine der grössten Inseln im indischen Archipel, ungefähr 300 Stunden lang, an einigen Stellen 42 Stunden breit und hat nach neuen Berechnungen über 5 Millionen Einwohner **).

Grosse Urwälder, wasserarme, unangebaute oder ungesunde Gegenden, z. B. der *Djampän* an der *Wynkoopers Baai* und viele durch Miasma verheerende Krankheiten sind meines Erachtens die Hauptursachen, dass die Bevölkerung nicht um vieles stärker ist. ***)

*) Nach *Corn. de Bruyn* 6 Gr. 10 Min. Breite und 127 Gr. 15 Min. Länge.

**) Der Reisende *Thunberg* giebt die Zahl der Einwohner von *Java* im Jahr 1774 folgendermassen an:

| | | |
|-------------------|-----------|--------|
| <i>Bantam</i> | 90,000 | Seelen |
| <i>Jaccatra</i> | 340,915 | - |
| <i>Cberibon</i> | 90,000 | - |
| <i>Ost - Java</i> | 1,509,000 | - |

Tot. 2,029,915 Seelen.

***) Früher war es unmöglich, eine auch nur mittelmässig richtige Volkszählung zu veranstalten, und noch gegenwärtig ist es blos einer so umfassenden und in alle Einzelheiten eindringenden Verwaltung, wie die holländisch-indische ist, möglich, auf das Resultat der jährlich einkommenden Bevölkerungs-Listen mit Sicherheit bauen zu können.

Denn erstlich suchen die Regenten oder andere bedeutende Oberhäupter so viel als möglich die Anzahl ihrer Privat-Bedienten zu vermehren und Neugebörne auf den einzuliefernden Verzeichnissen unbemerkt zu lassen, weil sie die Ahndung des Gouvernements fürchten, das ihnen nur die für ihre Bedürfnisse oder ihren Rang gehörige Anzahl von Dienern erlaubt, weil dieselben dem Staat blos in Zeit von Noth Kriegsdienste leisten und von Anpflanzungen und öffentlichen Arbeiten frey sind.

Diese Einschränkung der javanischen Grossen gewährt nicht nur einen bedeutenden Vortheil in ökonomischer Hinsicht, sondern hat auch eine einleuchtend moralische Tendenz. Das sorgenfreie, müssige Leben der allzuzahlreichen Dienerschaft, die Gunst ihres Gebieters, vermittelt deren sie ungestraft Zügellosigkeiten aller Art begiengen, ammassender Stolz und Sittenlosigkeit stempelten von jeher diese Art Menschen zum Auswurf der Nation.

Die zweyte Ursache der Verheimlichung oder unrichtigen Angabe der Volksmenge waren meines Erachtens die Priester, welche entweder ihre Vasallen zu vermehren trachteten, oder aus religiösen Grundsätzen so handelten, indem sie die Strafe von *Radja Dawüd* (König David) wegen der Volkszählung, zu ihrer Vertheidigung aus dem Koran anführen.

Die Insel ist schön und fruchtbar. Der Boden bringt beinahe alles hervor, was man von demselben verlangen mag. Neben den Pflanzen der Tropenländer gedeihen die meisten europäischen Gemüse und verschiedene Früchte der gemässigten Clima's, sofern man beim Anbau derselben auf Temperatur und Boden gehörige Rücksicht nimmt. Denn Berge und Thäler, Höhen und Niederungen, Küstenstrecken und Binnenland bringen in jene den mannigfaltigsten Wechsel.

Java ist den Land- und Scewinden, welche nach der Jahreszeit ändern, ausgesetzt. In der guten Jahreszeit sind die Winde südost, östlich und nördlich, in dem West- oder Regensmonsson, welcher gewöhnlich Ende Novembers anfangt und bis März dauert, südwest und west.

An der Küste ist das ganze Jahr hindurch, selbst in der Regenzeit, die Hitze sehr gross, sie steigt oft von 85 Grad Fahrenheit, ihrem gewöhnlichen Stande, bis auf 95 und 100 Grade. — In dem innern und höhern Theil der Insel ist die Temperatur viel gemässiger und das Clima gesunder.

Die Nächte sind kühl, auf den Bergen kalt, und ein starker Thau befeuchtet und erfrischt Erde, Pflanzen und Bäume, so dass, ungeachtet der ausserordentlichen Tageshitze, ein ewiges Grün Fluren und Höhen schmückt.

In wie ferne der grosse Gegensatz zwischen der Tageshitze und der Nachtkühle auf die Gesundheit der Indianer, besonders aber auf die der Europäer, wirke, lasse ich dem Urtheil befugter Richter über, indem man in dieser Hinsicht sowohl, als in Ansehung des Gebrauchs von kalten Bädern, in Indien selbst, ganz verschiedener Meinung ist. Von den Krankheiten werde ich blos die meist herrschenden anführen; und ohne meine Meinung Andern aufdringen, oder dieselbe als unfehlbar anpreisen zu wollen, flüchtig die Quellen berühren, aus welchen sie in Folge meiner Begriffe, gewöhnlich entspringen.

I. Die gefährlichste aller auf *Java* herrschenden Krankheiten ist die *Cholera Morbus*. Der stärkste Mensch endet sein Leben oft in wenigen Minuten unter den empfindlichsten Schmerzen. Die Symptome sind manchmal so unbedeutend, der fürchterliche Paroxismus so schnell und zerstörend, dass die Rettung eines Kranken sehr schwer und selten ist. — Schreckliche, alle Nerven zusammenziehende Krämpfe, Erbrechen und Durchfälle zerstören auf einmal die Lebenskräfte des Leidenden und bringen ihn in einen schauerhaften Zustand. Die gewöhnlichen, durch die Erfahrung bewährtesten Hilfsmittel, welche man gegen diese Krankheit braucht, sind: sehr heisse Bäder, Reibungen der Glieder und des Unterleibes mit warmem Kokosöhl oder mit *ol. Cajaput.*, der innerliche Gebrauch von Branntwein mit einigen Tropfen *ol. menth. piper.* — *vin. op. aromat.* u. d. gl.

Viele berühmte Aerzte haben schon weitläufig über diese verheerende Krankheit geschrieben, den Ursprung, die Art und den Gang derselben erklärt, sind aber hierin sowohl, als auch in der Wahl von Hilfsmitteln oft verschiedener Meinung gewesen. — Ich meinerseits schreibe dieselbe einer plötzlichen Veränderung der Temperatur, der Unterdrückung der Transpiration, der Unmässigkeit im Genuss schwer zu verdauender Speisen oder solcher Getränke zu, welche die ohnehin geschwächten Organe zu sehr reitzen oder entzünden.

II. *Gastrische Krankheiten, Diarrhæe und Dissenterie* sind sehr allgemein und gefährlich. — Der Patient verfallt plötzlich in die äusserste Schwäche und wird zum lebendigen Gerippe. — Aertzliche Hülfe und Sorgfalt können demjenigen nicht viel nützen, dessen Magen und Eingeweide in gänzlicher Zerrüttung sind. — Reinigende, besänftigende und diätetische Mittel sind, wie ich dafür halte, die besten, welche man bey'm Anfang und im Lauf der Krankheit gebrauchen kann. — Unmässigkeit im Essen und Trinken, Erkältung, das Wassertrinken nach dem Genuss süsser Früchte, besonders der Ananas, sind die mir bekannten Ursachen erwähnter Krankheiten.

III. *Venerische Krankheiten* sind allgemein, aber bey weitem nicht so gefährlich wie in Europa. Der Indianer kennt sehr viele Hülfsmittel dagegen und wird wegen seiner einfachen Lebensweise bald geheilt. Leichtsinziger ist vielleicht kein Volk unter der Sonne, als dieses, in Ansehung einer so zerstörenden Seuche. Ein Javaner achtet diese Krankheit nicht mehr, als wir eine Verkältung und spricht von jener eben so gleichgültig, als wir von dieser sprechen.

Diese unverantwortliche Handelsweise und die den Indianern angebohrne Nachlässigkeit abgerechnet, muss man im Uebrigen derselben Lebensart, besonders ihre Mässigkeit, nachahmen. Diese in allen Sachen zu beobachten, ist überall die beste Vorschrift, um gesund und zufrieden leben zu können.

E i n t h e i l u n g d e r I n s e l .

Im östlichen Theil regieren noch zwey javanische Fürsten, nemlich der *Susuhunan* (Kaiser) von *Surakarta* und der *Sultan* von *Djocjokarta*. Obwohl die Macht derselben sehr beschränkt worden ist, und sie meistens von dem holländischen Gouvernement abhängen, so ist doch ihr Einfluss noch so gross, dass es blos eines kriegerischen und gewandten Mannes bedürfte, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erobern und die Europäer, die gegen das Clima und eine grosse Uebermacht kämpfen müssten, von *Java* zu vertreiben. So lange diese zwey Reiche bestehen, sind die Holländer in ihrem Besitz von *Java* nicht gesichert. Fanatismus, Eifersucht und eingewurzelter Hass suchen aus ihren finstern Höhlen Misstrauen und Verachtung gegen die Europäer, welche man *Orang Kapir* (Heiden oder Ungläubige) nennt, zu verbreiten.

Nicht Liebe zur Freyheit, welches erhabene Gefühl die Gottheit nur edeln Seelen einprägte, nein! nur Herrschsucht und blinde Religionswuth, führen sie zum Kampfe und sind einigermassen die Hauptursachen des jetzigen Krieges.

Der unmittelbar unter holländischer Bothmässigkeit stehende Theil der Insel ist in *Regentschappen* (Provinzen) und diese in *Dessa's* oder *Tjutak's* (Districte) abgetheilt.

Die ersten werden durch Residenten, die zweyten durch inländische Beamtete verwaltet. — Die verschiedenen Zweige der Administration sind, unter der Oberaufsicht und Verantwortlichkeit des Residenten, verschiedenen Europäern anvertraut, deren jeder demselben untergeordnet ist und einem eigenen Fache vorsteht. So z. B. die Beamteten des Secretariats, die Aufseher der Kaffeepflanzungen, Pakhäuser, Zölle, Posten u. s. w. *)

Die vornehmsten Städte auf der Insel *Java* sind:

Batavia, *Samarang* und *Surabaya*.

Weniger ansehnliche Plätze:

Bantam, *Cheribon*, *Tagal*, *Damak*, *Japara*, *Rembang*, *Djoejokarta*, *Surakarta*, *Grisse* und *Passarunwan*.

Viele Festungen und Redouten, nach europäischer Art erbaut, beschützen die Küsten, Flüsse und Hauptörter der Insel. Besonders sind in dem gegenwärtigen Kriege sehr viele errichtet worden, um die Auführer, die den Feldzug wie Guerillas führen, so viel wie möglich einzuschränken und zu bezwingen. Die grösste und stärkste Festung auf der Insel war ehemals in der Stadt *Batavia*. Hohe, von breiten Gräben umgebene Bollwerke, von denen vier den Namen von Juwelen trugen, nemlich: Diamant, Rubin, Smaragd und Perle, das Meer-Castell und verschiedene wichtige Schanzen erhoben *Batavia* in frühern Zeiten nicht nur zur festesten, sondern auch zur schönsten Stadt aller europäisch-indischen Besitzungen.

Rascher rollt das Blut durch die Adern, in Hochgefühl erhebt sich die Brust, wenn man die Geschichte der Eroberung *Jaccatra's* durch die Holländer, welche den 13. März 1619 (alten Styls) erfolgte, mit Aufmerksamkeit durchliest. Bewundern muss man den unerschütterlichen Muth einer Handvoll Tapfern, welche die kaum gegründete Pflanzstadt gegen die öftern Angriffe des Kaisers von *Mataram*, des Sultans von *Bantam*, des mächtigen Königs von *Jaccatra*, so wie gegen die Eifersucht der Engländer, die überall Krieg anfachte, standhaft vertheidigten und gleichsam mit den Waffen in der Hand die Mauern des weltberühmten *Batavia's* aufführten. — Wären von den Niederländern auch nur diese Heldenthaten in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet, so müssten wir unser Lob mit dem des patriotischen Dichters *Helmer's* vereinigen, der in unsterblichen Versen den Ruhm seiner Nation besang.

Schöne, breite, aber ungepflasterte Strassen, prächtige Häuser, öffentliche Gebäude, breite Kanäle, ummauerte, mit Standbildern und den herrlichsten Blumen und Pflanzen aller Art geschmückte Gärten, zierliche Landhäuser, die, gleichsam eine Fortsetzung der Stadt, sich auf

*) In einem andern Hefte werde ich mehr über diesen Gegenstand sprechen und die Regierungsform im Allgemeinen und Einzelnen so deutlich wie möglich darzustellen suchen.

mehrere Stunden weit längs der Meeresküste ziehen, grosse Bazars von vielen Kaufleuten aller Nationen besucht, kurz alles vereinigte sich, um *Batavia* zur ansehnlichsten, reichsten und berühmtesten Stadt Indiens zu erheben. — Allein von immer grünen *Canarienbäumen* *), welche aus den *Molukken* dahin verpflanzt wurden, verbreiteten einen angenehmen kühlen Schatten durch die Stadt und erhöhten ihre Schönheit.

Die edelste Gastfreundschaft und Ungezwungenheit herrschte damals unter den Europäern auf *Java* und bei den geselligen Vergnügungen wurden steife Beobachtung des Ranges und kalte Höflichkeit so viel als möglich verbannt.

Der Niederlande indische Regierung stand zu dieser Zeit auf dem höchsten Punkt ihrer politischen Grösse. Schwach in Ansehung der Mittel, stark durch ausharrenden Muth und den Vorzug des Geistes, beherrschte sie mächtige Reiche, führte ruhmvolle Kriege, stürzte gewaltige Fürsten, erhob andere auf die entledigten Throne — und zahllose, reichbeladene Schiffe brachten Indiens Schätze und Wohlstand in das ferne Vaterland.

Doch was vergeht und verschwindet nicht hienieden? Wo ist die Macht, wo die Herrlichkeit, die in dem zerstörenden Wechsel der Zeiten der allgemeinen Vernichtung Trotz bieten und ihre Dauer verewigen kann? — Wie eitel und lächerlich steht nicht der Mensch da, wenn er in seinem Wahn vergängliche Werke für die Ewigkeit zu erschaffen gedenkt, indess er selbst die Riesengebilde der Natur, die seit Jahrtausenden den Stürmen aller Elemente trotzten, allmählig zerfallen und in Staub versinken sieht. Wehmüthig müssen die Manen der Tapfern, welche das *alte Batavia* gründeten, auf das *gegenwärtige* hinunter blicken, welches in seinen Trümmern kaum ein mattes Bild jenes vormaligen Glanzes darzustellen vermag.

Batavia blühte bey weitem nicht so lange, als die Kraftanstrengung bey dessen Bau und die herrlichen Anlagen zu versprechen schienen. Eine grosse Ueberschwemmung, welche die Umgebungen der schönen Stadt unter Wasser setzte und das Bett des Flusses durch Schlamm erhöhte, erzeugte Moräste, welche die ohnehin schon ungesunde Lage um vieles verschlimmerten. Seitdem hiess man *Batavia* das Grab der Europäer, und es verdient diesen Namen. **)

Die Eigenthümer der prächtigen Landhäuser und Gärten starben oder kehrten in das Vaterland zurück. Die neuen Besitzer waren Krcolen oder Indianer, welche durch die Freygebigkeit der Natur gewohnt sind zu erndten, ohne gesäet zu haben. Die herrlichen Anpflanzungen verwilderten, die Palläste fielen in Trümmer und diese wurden gewöhnlich niedergedrückt und zum Aufbauen neuer Häuser verkauft.

*) *Calophyllum inophyllum*.

**) Ich könnte nöthigen Falls manche traurige Geschichte zur Bestätigung anführen, wenn es nicht durch die Berichte glaubwürdiger Seefahrer zur Genüge bekannt wäre. Obwohl *Batavia* und Umgegend seit einigen Jahren nach der Behauptung erfahrener Männer gesunder ist, so erschien dagegen im Jahr 1827 eine neue Plage, welche aus einer übel berechneten Oeconomie entsprang. Vorhin nemlich wurden alle Strassen in *Batavia* und bis nach *Weltevreden* auf Kosten der Regierung zweymal des Tages begossen. In einer Gegend, wo es oft mehrere Monate hindurch nicht regnet, wo das Gewühl mit Wagen und Pferden den ganzen Tag hindurch anhaltet, war diese Wohlthat unendlich gross und von dem günstigsten Einfluss auf die Gesundheit. Dieser gemeinnützige Gebrauch wurde aufgehoben. Der Staat gewinnt dabey einige hundert Gulden des Jahrs, *Batavia* hingegen verliert dadurch seine Einwohner und eine der nützlichsten Annehmlichkeiten.

Gegenwärtig siedelt sich, der gesunden Lage wegen, alles zu *Weltevreden* (Wohlfrieden) *), *Koningsplein* (Königs Ebene) und zu *Meister Cornelis*, zwei Stunden oberhalb *Batavia*, an, so dass man jetzt einige Meilen weit die prächtigsten Landhäuser, in englischem und italienischem Geschmack erbaut, antrifft. Die Kaufleute und Beamtete fahren täglich nach der Stadt. Die ersten bleiben in ihren *Toko's* (Kaufläden), die andern in ihren Bureaux bis zwei oder drei Uhr Nachmittags, und kehren nach den beendigten Geschäften auf ihre Landgüter zurück. Ein weitläufiges Gebäude zu *Weltevreden*, während der Verwaltung des Marschalls *Daendels*, der als General-Gouverneur unter Napoleon die Insel *Java* beherrschte, aufgeführt, aber nicht ausgebaut, wurde im Jahr 1827 in den Stand gesetzt, um alle Collegien und Bureaux aufnehmen zu können. In der Stadt *Batavia* selbst wohnen wenig Europäer, ausser denen, die mit den Seefahrern in Berührung kommen. Die Bevölkerung besteht aus *Kreolen*, *Chinesen*, *Javanern*, *Mohren*, *Arabern*, *Amboinesen*, *Baliern* etc.

G e w ä s s e r.

Einige dürre Gegenden ausgenommen, ist die Insel reich an schönen Flüssen, Bergströmen und Bächen, an deren immergrünen Ufern Städte, Negoryen (Flecken) und liebliche Dörfer des mannigfaltigen Segens geniessen, der sich mittelst derselben um sie verbreitet. Einige Flüsse sind fahrbar für kleine Schiffe, wodurch die Verbindung mit dem Innern des Landes erleichtert wird; alle wässern die Reissfelder und sind deswegen von unendlichem Nutzen. Sie sind mit verschiedenen Gattungen Fischen bevölkert und diese verschaffen dem Javaner eine köstliche Zuspeise bei seinem *Nassie* (gekochten Reiss).

Die vornehmsten Flüsse sind: 1. Der grosse Fluss von *Batavia*. — 2. *Tangerang*. — 3. *Ankee*. — 4. *Bacassie*. — 5. *Tjikandie* **). — 6. *Krawang*. — 7. *Tjitarum*. — 8. *Pamanoekan*. — 9. *Tjisokkan*. — 10. *Tjilosse*. — 11. *Tjiassem*. — 12. *Indramajo*. — 13. *Kalietondo*. — 14. *Tagal*. — 15. *Damak*. — 16. *Rembang*. — 17. *Solo*.

Man findet auch auf der Insel einige kleine unbedeutende Seen oder Teiche (*Telaga*), die aber von keinem besondern Nutzen sind.

*) *Weltevreden* ist eine grosse viereckigte Ebene mit Wasser umgeben, eine Stunde von *Batavia*. Auf derselben befinden sich viele schöne steinerne und hölzerne Casernen für die Artillerie und Infanterie; ein Arsenal und eine grosse Anzahl prächtiger Gebäude. Das grosse militärische Hospital, welches sehr wohl eingerichtet und mit geschickten Aerzten versehen ist, steht bei *Weltevreden*. Die Casernen für die Kavallerie sind zu *Rysmyk*, eine Viertelstunde näher bei *Batavia*.

***) *Tji* heisst in der javanischen Sprache Wasser.

Vier Punkte bezeichnen zum letzten Geist
Nur jetzt gut genug so wölfig ist
Der heilige es so freundlich auch für
Lille ihm jungen Jahren nicht schenken
Der selbe es nicht gefallt und dank
für Muttergottes Lichte fromm bekräftigt
Der Heiligen der nicht verstanden
Der Geist des Geistes nicht mancher Mann
Der soll antworten die erste Zeit
Der auch nicht, was wird haben unser find

Abingdon 1st Dec 1867

Dear Mrs. G.

I have just received your letter of the 29th and am glad to hear from you. I am well and hope these few lines will find you the same. I have not much news to write at present. I am, dear Mrs. G., your affectionate son,
John G.

Naturprodukte.

I. Thierreich.

A) Vierfüssige Thiere. — a) Zahme.

Büffelochsen (Karbauen.) Dieses nützliche, unentbehrliche Thier findet man auf der ganzen Insel. Die schönste und beste Gattung ist in den gebirgigen Gegenden des Landes und wird vielleicht nur zu häufig nach den Städten zum Schlachten ausgeführt. Denn da der Büffelochse zur Bearbeitung der Reissfelder und zum Transport des Kaffee's, Zuckers, Salzes und anderer Produkte unentbehrlich ist, die grosse Ausfuhr aber die Zahl dieser Thiere vermindert und ihren Preis erhöht, so muss natürlich der gemeine Mann darunter leiden, wenn er ausser Stande ist, die erforderliche Summe zum Ankauf aufzubringen. Er ist alsdann genöthigt für seine Bedürfnisse einen Spann-Büffel von dem vermögendern Nachbar zu miethen und demselben für die Paar Wochen der Erndtezeit oder für die Bearbeitung des Feldes einen oder zwey *Tjain* *) *Padie* (Reiss) zu geben.

In der Provinz *Preanger Regentschappen* besteht ein wohlthätiges Gesetz, das allgemein eingeführt werden sollte, welches den Verkauf von weiblichen Büffeln zum Schlachten nur unter gewissen Bedingungen erlaubt; z. B. wenn dieselben alt, fehlerhaft oder zur Fortpflanzung untauglich sind. Jeder Landmann, der ein Stück Vieh verkaufen will, muss ohnedem in der Residenz einen Schein von seinem Distrikts-Vorgesetzten vorweisen, dass ihm dasselbe angehöre und er dessen zu seinen Arbeiten nicht bedürfe. Für einen schwarzen Ochsen werden gewöhnlich ungefähr 30, für einen weissen 20 bis 25 Gulden bezahlt.

Kühe sind seltener, denn nur Solche besitzen diese Art Hornvieh, welche entweder grosse Ländereyen, oder zur Abwartung desselben viele Menschen haben. — Die Kühe auf *Java* sind kleiner und weniger einträglich als unsere europäischen. Sie geben im allgemeinen so wenig Milch, dass man sie in dieser Hinsicht nicht einmal mit guten Ziegen vergleichen kann, daher der Gewinn immer gering bleibt, obgleich die Maas Milch zu 8 bis 10 Batzen verkauft wird.

Zur Veredlung der Race hat man einige europäische Stiere und Kühe nach *Java* gebracht. Auch giebt es eine Gattung, bengalischer Abkunft, mit einem grossen Höcker auf dem Rücken. — Der mittlere Preis einer Kuh ist 18 Gulden.

Man verfertigt keinen Käse, sondern blos Butter, wovon das Pfund 1 bis 2 Gulden kostet. Sie ist gut und frisch, der holländischen vorzuziehen, weil diese in Fässern gebracht wird, wegen der grossen Hitze aber schmelzt, und alsdann viel von ihrer Schmackhaftigkeit verliert. — Uebrigens ist auf *Java* der Gebrauch des Kokosöhls zum Kochen, Braten und Backen weit allgemeiner, als der der Butter.

*) *Tjain* ist ein Gewicht von 1000 Pfund.

Schaafe findet man wenige und diese blos bey Europäern oder begüterten Indianern. Das niederländische Gouvernement hat im Jahr 1827 eine fremde Gattung eingeführt, in Erwartung, dass sie auf *Java* gedeihen werde und deren Wolle einen neuen Handelszweig darbieten könnte.

Pferde. Die Pferdezucht ist in sehr gutem Zustand, besonders seit man angefangen hat, die kleinen javan'schen Stuten durch *persische*, *arabische*, *makassar'sche* und *bimanesische* Hengste bespringen zu lassen, woraus eine sehr schöne und gute Bastard-Race entstanden ist. Obwohl dieser zur Veredlung der Pferde nützliche Gebrauch noch nicht überall eingeführt ist, so wurde doch den vornehmen Javanern durch den Verkauf von Bastard-Pferden hohen Wuchses, aus der schönen Stuterey des Gouvernements zu *Tjanjor*, die Gelegenheit an die Hand gegeben, mittelst derselben die Gattung ihrer zahlreichen Pferde zu verbessern. — Auch wurde im Jahr 1827 bei der Regierung der Antrag gemacht, für einen zu bestimmenden Preis, den Hengsten der besagten Anstalt täglich Stuten vorführen zu lassen.

Der vormalige Resident zu *Tjanjor*, *Baron van der Capellen*, machte sich sehr verdient, sowohl durch die Vortheile, die er dem Gouvernement, als durch die Wohlthaten, welche er den Einwohnern zuwendete. Nebst mancher sehr löblichen Einrichtung, die er traf, war er es auch, der die Stuterey zu dem blühendsten Zustand erhob. Natürlich war manches für ihn leichter, als für jeden andern, eben so einsichtsvollen und guten Beamten, da der General-Gouverneur sein Bruder und in Beförderung des allgemeinen Wohls eben so unermüdlich war, daneben das schönste Vorbild eines edeln Mannes, und guten Staatsdieners in seinen Handlungen darstellte; — aber nicht jeder verwendet so wie er seinen Einfluss ausschliessend zu guten und ehrenwerthen Zwecken.

Die rein javanische Pferde-Gattung ist klein, aber wohlgebaut. Ihrer feinen, zarten Gestalt wegen sind diese Thiere eher zum Reiten als zu andern Diensten geeignet. Dennoch sind sie auch auf Reisen durch Gebirgsgegenden sehr gut zu gebrauchen, obwohl sie nicht beschlagen werden. — Die Stuten sind unermüdet und abgehärtet, und mit Verwunderung sieht man die kleinsten Geschöpfe licser Art beynahe ungläubliche Strapazen aushalten. — Oft werden sie durch grosse, schwere Leute geritten, die ihre Füsse beynahe auf dem Boden nachschleppen; ein ander Mal müssen sie über Berg und Thal bedeutende Lasten Kaffee, Zucker u. d. gl., in Körbe gepackt, nach den Magazinen des Gouvernements tragen.

Die makassarischen Pferde (von *Celebes*) sind von grösserem Wuchse, und ihrer guten Eigenschaften wegen vorzüglich gesucht. — Auch die Pferde von *Bima* sind von einer guten und dauerhaften Race.

Wenn man die grosse und edle Gattung ausnimmt, so ist der Preis der Pferde im allgemeinen viel geringer als in Europa.

Schweine. Diese Thiere sind der Gestalt nach von den unsrigen sehr verschieden. Sie sind klein, schwarz, ohne Borsten und ihr Kopf gleicht verhältnissmässig dem der Meerschweinchen. — Ihr Fleisch ist schmackhaft und der Genuss desselben, der leichten Verdaulichkeit wegen, gesund.

Es werden auch Schweine von *Tinor* nach *Java* gebracht und den erstgenannten vorgezogen. Auch europäische werden der Fortpflanzung wegen bisweilen eingeführt. Die Chinesen haben eben so vorherrschende Begierde nach Schweinefleisch, als die Mahomedaner dasselbe, dem Gesetz ihres Propheten gemäss, verabscheuen. Jene sind die eigentlichen Grosshändler und Lieferanten desselben.

b) *Jagdbare Thiere.*

Die vorzüglichsten sind die *Hirsche*, welche in ziemlich grosser Anzahl die Wälder beleben. Die *Babie utang* (wilde Schweine), welche zur Plage des Landmannes sehr häufig vorhanden sind und seine Anpflanzungen beschädigen. Sie sind aber bey weitem nicht so gefährlich wie in Europa und viel furchtsamer. Es giebt auch wilde Kühe, wilde Ochsen, Tiger und Rhinoceros, welchen beyden Arten man aber lieber ausweicht, als Jagd auf sie macht.

Obwohl das Gouvernement zu der Jagd auf den Tiger ermuntert und einen Preis auf dessen Erlegung gesetzt hat, nemlich 16 Gulden für einen königlichen und 7 Gulden für einen gefleckten, so sind doch noch viele Gegenden wegen allzugrosser Menge dieser Raubthiere beynahe unbewohnbar.

Das Rhinoceros ist sehr gefährlich, wenn es verwundet wird; sein Muth und seine Kraft sind unbeschreiblich. Sein Lauf ist, ungeachtet des plumpen Körpers, schnell und verheerend; es ent wurzelt Bäume und zertrümmert alles, was ihm in Wege steht, um den kühnen Jäger zu entdecken, der es angegriffen oder verwundet hat. Javaner selbst, obgleich viele derselben gute Schützen und mit dem Thiere genau bekannt sind, getrauet sich nicht Jagd darauf zu machen.

Ein trauriger Vorfall, welcher sich in der letzten Zeit meiner Anwesenheit auf *Java* ereignete, mag zum Beweis dienen, wie gefährlich es sey, mit diesem Thier Bekanntschaft in der Nähe machen zu wollen. Ein hoffnungsvoller junger Mann, Namens *van Raalten*, der im Fach der Naturgeschichte arbeitete, befand sich mit einigen andern Herren, die von dem niederländischen Gouvernement in der gleichen Eigenschaft angestellt waren, in der Gegend von *Tjikao*, um sowohl im Pflanzen-, als Mineral- und Thierreich Forschungen anzustellen. Sie machten unermüdet Streifzüge durch die Insel und dadurch manche nützliche Entdeckung. Eines Tages gieng *van Raalten*, blos von einem Indianer begleitet, auf die Jagd und verfolgte die Spur eines Rhinoceros. Sein Eifer trieb ihn, ungeachtet es nur mit grosser Anstrengung geschehen konnte, immer vorwärts. Endlich glaubte er eine Stelle gefunden zu haben, wo er ohne Gefahr das Thier ins Auge fassen und auf dasselbe feuern könnte. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, da er plötzlich, als er mit Gewalt in das dichtverwachsene Gebüsch eindrang, das Ungeheuer so nahe vor sich sah, dass, der beschwerlichen Rückkehr wegen, an keine Flucht zu denken war. Das Thier befand sich in guter Laune, denn es war noch nicht verwundet, schleppte aber doch den Herrn *van Raalten* spielend auf dem Boden herum, riss ihm den Unterteil auf und verursachte ihm manche harte Quetschung. Der Indianer, der mit Treue und Muth seinen Herrn nicht verliess, wollte denselben von dem gefährlichen Spiel retten, feuerte seine Flinte auf das Thier los, aber auch hier schien ein unglückseliges Verhängniss obzuwälen, denn der Lauf des Gewehrs zersprang und das Nasorn wurde durch den Knall in seiner Beschäftigung nicht im geringsten gestört, so dass *van Raalten*, um wenigstens die edelsten Theile des Körpers so lange wie möglich zu sichern, von Zeit zu Zeit

einen Fuss in das Maul desselben steckte. Endlich liess ihn das Thier im Blute schwimmend liegen, und — man darf es als ein Wunder ansehen — der tödtlich Verwundete wurde gerettet; denn sein Bruder, ein sehr geschickter Oberarzt von *Batavia*, kam eifertig zu seiner Hülfe herbey, nachdem er schon vorher durch einen andern Arzt, der in der Nähe wohnte, bereits die sorgfältigste Hülfe erhalten hatte.

B) Federvieh. — a) Zahmes.

Hühner, Enten und Gänse sind in Menge vorhanden und wohlfeil. Es giebt eine auf der Insel ursprünglich nicht einheimische, sehr schöne Gattung kleiner Hühner, welche man *ayam katteh* nennt. Der Handel mit diesem Geflügel macht einen beträchtlichen Erwerbszweig der Javaner aus, indem täglich, besonders für die europäischen Haushaltungen, eine unglaubliche Menge aufgekauft wird. Am wohlfeilsten ist diese Waare in der Provinz *Bantam*, im westlichen Theile von *Java*, welche den Bazar von *Batavia* damit versieht.

b) Wildes.

Wasserhühner, Schnepfen, wilde Tauben, Turteltauben und mancherlei Arten Vögel finden sich auf *Java*. Die *Kalong*, Riesenfedermaus, auch wohl ihres Balges und Schwanzes wegen fliegender Fuchs genannt, wird von Vielen wegen dem Fleische jedem andern Geflügel vorgezogen. Sie ist sehr gross, es giebt solche, die mit ausgespannten Flügeln über sieben Fuss messen. An ihren Flügeln hat sie Hacken, woran sie sich des Nachts an den Obstbäumen aufhängt; des Morgens fliegt sie in ihre Schlupfwinkel zurück. Eine Stunde von *Batavia*, in der Gegend von *Ankeh*, ist ein grosser undurchdringlicher Wald der gewöhnliche Aufenthalt dieser Raubthiere. Wenn sie des Abends auf Beute ausziehen, so verfinstern ihre zahlreichen Schaaren auf eine Zeit lang gleichsam das Sonnenlicht — *Pfauen* findet man in grosser Anzahl auf der Insel, aber gewöhnlich in einsamen Berggegenden, wo der Tiger hauset, der auch sehr gerne Jagd auf diese Vögel macht. — Der *Nashorn-Vogel* (*buceros calao*) ist ebenfalls einheimisch. — Der eigentliche *Kakadu* (*pittacus cristatus*) und die *Kurzschwänze* (*brachyari*), gewöhnlich *Lory* genannt, werden meistens aus den Molukken eingebracht. Die letztern haben ausserordentlich schöne Farben, führen aber ein unausstehliches Geschrey und geben einen sehr übeln Geruch von sich. — Es kommt eine Art Papagayen auf *Java* vor, *Beo* genannt, welche meines Erachtens alle andern Gattungen durch die Leichtigkeit, womit sie reden lernen und durch die Deutlichkeit ihrer Aussprache übertreffen. Ich besass selbst einen solchen Papagay, der in der Erlernung von allerhand Wörtern und im Nachahmen der verschiedenartigsten menschlichen Töne eine bewundernswürdige Fertigkeit hatte. Er war glänzend schwarz, langschwänzig, hatte einen gelben Kragen um den Hals und einen kleinen Fedrbusch auf dem Kopfe.

C) F i s c h e.

Dieser giebt es viele und sehr schmackhafte Sorten. Die *tambrah mas* (Goldfische) werden in Teichen fortgepflanzt. — Der *Kahlkopf* (*gymnocephalus*) ist ein sehr beliebter Fisch und wird auf der Insel häufig gefunden. Ferner werden in und um *Java* der sogenannte *Felsenfisch* (*teuthis*)

auch javus), welcher keine Stacheln am Schwanz hat; der *Hecht* (*esox brasiliensis*); der *Kater Welse* (*silurus catus*); der *Dickbauch* (*silurus ascita*); der *gerippte Dickbauch* (*silurus costatus*) und eine unnennbare Menge anderer Fische gefangen. — In dem Abschnitt von den Belustigungen der Javaner wird weitläufiger der Fischerey erwähnt werden.

II. Pflanzereich.

In Indien scheint die Natur andere Gesetze befolgen zu müssen, denn sie ist da immer thätig, ohne einiger Ruhe zu geniessen. Die Bäume sind immer mit herrlichem Grün geschmückt und tragen zwei und mehrmals des Jahrs Früchte. *) Ohne Anpflanzung oder Besorgung erzeugt die Erde in ihrem milden Schoose allerley nützliche und edle Gewächse.

Reiss. Java war in frühern Zeiten der Reisspeicher für einen Theil von *Sumatra*, die *Molukken*, *Borneo*, *Banda* etc. Schon vor dreyssig Jahren hatte man von *Java*, nach der Berechnung des Herrn *Dirk van Hogendorp*, jährlich 20,000 Koyangs Reiss, ungefähr 80,000,000 Pfund, ausführen können. Seitdem aber die Bewohner genannter Inseln den Nutzen und die Nothwendigkeit eingesehen haben, dieses herrliche, unentbehrliche Produkt selbst bey ihnen einheimisch zu machen und immer mehr anzubauen, beschränkt sich die Kultur desselben meistens auf die Insel *Java* selbst und auf die Ausfuhr und Verproviantirung der europäischen Schiffe.

Beides zusammen erfordert aber einen ungeheuern Vorrath. Schon das erste, wenn man nur auf jeden Insulaner $\frac{5}{4}$ Pfund Reiss für den Tag rechnet, ohne in Anschlag zu bringen, was von den Europäern gebraucht, und für die Bäckereyen und Arrakbrennereyen jährlich aufgekauft wird; überdem muss man auch den Pferden täglich zwey bis drey Pfunde Reiss geben und das

*) Man kann sich nichts Ueberraschenderes vorstellen, als die Erscheinung einer lieblichen Insel in Indiens südlichen Zonen, wenn man während einer langen, ermüdenden Seereise kein Land in der Nähe, sondern immer nur die unendliche Wasserfläche vor Augen hatte.

Das anhaltende, einförmige Leben auf einem Schiffe wird für den, der nicht seine täglichen Beschäftigungen hat, zuletzt unerträglich. — Entbehrungen aller Art verdoppeln die heisse Sehnsucht, womit man ungeduldig dem Ziel der Reise entgegen sieht. — Man zürnt dem Seefahrer und setzt Misstrauen in seinen guten Willen oder in seine Geschicklichkeit, wenn man nicht immer eine günstige Fahrt hat und das Schiff nicht so schnell, wie die Wünsche, den unermesslichen Raum durchfliegt.

Plötzlich erscheint ein schwarzer Punkt am fernen Horizont, das geübte Aug des Seemanns entdeckt Land, der Reisende zweifelt und glaubt es sey eine Wolke. Alles drängt sich auf das Verdeck oder steigt auf die Masten. In ungeduldiger Erwartung starren aller Augen der Entwicklung entgegen, nur der Befehlshaber kommandirt kaltblütig die Manoeuvres oder giebt mit der durchdringenden Pfeiffe die nöthigen Zeichen. — Endlich verkündet ein vielfach wiederholtes Freudengeschrey die Nähe einer Insel, man hüpfet und springt und drückt sich freudig die Hände, und Land! — Land! — tönt oben und unten in jeder Ecke des Schiffes.

Die Gegenstände entfalten sich, schon entdeckt das forschende Aug Berge, Thäler, Wälder, endlich Hütten und Menschen, das Schiff naht mit aufgeschwellten Segeln, und unter lautem Jubel fällt der schwere Anker in schützender Bucht.

Es ist unmöglich, das Entzücken und die abwechselnden Gefühle zu beschreiben, welche das Herz bestürmen, wenn man das Land betreten und den wankenden Schiffsboden verlassen kann. Alles ist den Sinnen neu und überraschend, die ganze Natur in voller Pracht, im fremden, nie gesehenen Kleide, Menschen von anderer Farbe und Sprache, kurz alles trägt dazu bey, dass man gleichsam in einem angenehmen Traume zu seyn glaubt.

zahme Geflügel mit demselben füttern. — Ohne dass ich diesen Gegenstand weitläufiger berühre, wird der Leser kaum begreifen können, wie es möglich sey, dass neben dem sehr ausgebreiteten Anbau dieses Produkts, welcher einen grossen Theil der Bevölkerung beschäftigt, noch derjenige von andern sehr wichtigen Naturerzeugnissen, die mehr Sorge und Arbeit erfordern, jährlich grössere Vollkommenheit und Ausdehnung erhalten könne.

Die Anpflanzung des Reisses geschieht auf dreierlei Weise. Die vornehmste, welche auch zugleich die beste Gattung und die sicherste Erndte liefert, geschieht auf *Sawa's* bewässerten Reissfeldern. Diese erheben sich terrassenartig und gewähren einen schönen Anblick. Die junge Reisspflanze wird regelmässig in kleinen Büscheln in die Erde und nachher unter Wasser gesetzt. Die andern Arten des Anbau's geschehen besonders in gebirgigen Gegenden, wo Mangel an Wasser ist, in *Tipar's* und *Gaga's*. Der durch beyde dieser Arten gewonnene Reiss ist aber weder in Hinsicht seiner Güte, noch in Hinsicht der Menge mit demjenigen zu vergleichen, welchen die *Sawas* hervorbringen. Der ungetsampfte Reiss (*Padie*) wird in der Erndtzeit wohlfeil verkauft. Man erhält in dem Innern des Landes 1000 Pfund zu fünf bis sechs Gulden. Den gestampften Reiss (*Bras*) kauft man das ganze Jahr hindurch die fünf *Gantang*, ungefehr 65 Pfund, zu einem Gulden.

Kaffee ist das köstlichste Product auf *Java*, dessen beste Sorte beynahe dem von *Mokka* gleich geschätzt wird. Die Kultur desselben steht auf einem sehr hohen Punkt von Vollkommenheit. Die einzige Provinz *Priangan* liefert gegenwärtig ein Jahr ins andere gerechnet 110,000 Centner Bohnen.

Die Anpflanzungen sind besonders in den Bergen überaus schön; man kann beynahe nichts Mahlerischeres sehen, als einen Kaffegarten in der Blüthezeit, oder wenn die rothen Früchte gleich reifen Kirschen die jugendlichen Bäume zieren. Ein würzhafter Wohlgeruch erfüllt die ganze Gegend, und schöne Alleen, von jedem Unkraut gesäubert, führen durch das stille Heiligthum der thätigen Natur. Wo früher Urwälder und wilde Gesträuche allen Raubthieren ein undurchdringliches Asyl gewährten, an den Stellen, wo der arme Landmann zitternd und bebend vorbeysteilte, um seinen blutgierigen Feinden zu entgehen, entfaltet jetzt die freygebige Natur ihren Reichthum und alle ihre Reitze, und der Arbeiter sieht mit Entzücken die Entwicklung aller Keime und die schnellen Fortschritte der geliebten ihm anvertrauten Zöglinge *), indem auch für ihn, obwohl der Handel mit diesem Landeserzeugniss ausschliessend dem Gouvernement gehört, eine reiche Einsammlung sehr wichtig wird. Denn bey der Ablieferung des gepflückten Kaffee's in die Magazine wird der Name jedes Pflanzers und die Menge des von ihm gelieferten Produkts bemerkt, wofür er nach einem festgesetzten Preise bezahlt wird. Mit der erlösten Summe geht er alsdann nach dem Bazar und schafft sich das Nöthige an, wovon besonders das Salz den vornehmsten Artikel ausmacht. Die Regierung besoldet verschiedene europäische Beamtete, welchen gewisse Bezirke zur Aufsicht über die Kaffeeplantzen angewiesen und viele javanische Oberhäupter als Unteraufseher beygegeben sind **).

*) Jeder *Tjatjar* (Kaffeeplanzer) ist verpflichtet eine gewisse Anzahl Bäume anzupflanzen und dieselben zu verpflegen.

***) Der jetzige Krieg und die Errichtung von *Barissan's* (Landmilizen) haben leider dem Landbau viele tausend Arme entrissen.

Die holländische *Handelmaatschappy* (Handelsgesellschaft) hat gegenwärtig den Alleinhandel mit diesem Produkt und empfängt zu bestimmten Preisen, eine festgesetzte Zeit lang, allen auf *Java* wachsenden Kaffee.

Pfeffer. Die Pfefferpflanzungen kosten nicht viele Mühe, und gleichwohl macht der Pfeffer einen bedeutenden Handelsgegenstand aus. Der Strauch wird häufig am Fusse der Baumwollenstaude und des *Dadap-Baums* gepflanzt, wo er wie eine Schmarotzer-Pflanze aufschiesst. Auch der *Kumukus* (*piper cubeba*), so wie der lange Pfeffer, *Tjabeih* genannt, gedeihen auf *Java* sehr gut und letzterer wird gewöhnlich das Pfund zu 1 Gulden oder 40 Kreuzer verkauft.

Jagon (*frumentum saracenicum*) wird häufig gepflanzt und geröstet von den Indianern sehr gerne gegessen.

Das *Zuckerrohr* wächst gut und wäre ein sehr einträgliches Produkt, wenn die Javaner das Raffinieren besser verstünden. Die meiste Kenntniss davon besitzen die Chinesen, welche einige grosse Anlagen haben und gewöhnlich den Zucker, welcher dem niederländischen Gouvernement zugehört, in Pacht nehmen. Ungeachtet ihrer Spekulationskünste und *Akal's* (Kniffe) büssen sie doch oft ihr eigenes Geld dabey ein, denn da sie in ihren Fabriken noch keine Dampf- oder andere Maschinen anwenden, sind eine grosse Menge Tagelöhner erforderlich, deren Löhnung, obwohl einzeln genommen klein, doch zusammen eine grosse Summe ausmacht. — Der *Areen* oder braune Baumzucker wird in den Distrikts-Packhäusern bereitet, zu Scheiben gemacht und von da an die Pächter abgeliefert. Der Absatz davon ist unglaublich gross.

Katjang tanah (Erbsen) machen einen Gegenstand des inländischen Handels aus. Sie werden häufig als Speise und zur Verfertigung von Brennöl gebraucht.

Die *Indigo*-Kultur ist im allgemeinen noch wenig ausgebreitet. — *Bergzigt*, das bedeutendste europäische Etablissement, lieferte im Jahr 1826 circa 14,000 Pfund trockenen Indigo. — Auch in der Gegend von *Peccalongang* gedieh er ziemlich gut.

Einige erfahrene Männer waren der Meinung, dass die Einführung der *Tarum-akar* (vielfurche Indigo) von der Insel Sumatra, von grossem Nutzen seyn würde, da man bisher bei dem Anbau gewöhnlich chinesische Blätter, welche nicht vollkommen gute Eigenschaften besitzen, gebrauchte. Die Javaner verstehen die Zubereitung des Indigo's selber, und die Beschaffenheit desselben wurde bei der Untersuchung von Sachverständigen gut befunden. — Auch dieses Produkt macht einen inländischen Handelszweig aus, indem die Javaner viel davon zum Färben der baumwollenen Zeuge gebrauchen.

Kapas. *Gossypium herbaceum vel indicum*. Der *Kapas* oder die Baumwolle gedeiht sehr gut auf *Java*, und der Preis derselben würde sich um ein Beträchtliches vermindern, wenn man eine weniger mühsame und langdauernde Weise sie zu reinigen anwendete und die fernere Bereitung besser verstünde. — Der Anbau der Baumwollstaude könnte und müsste eines der vornehmsten Erzeugnisse der Insel, und für die Niederlande eine wahre Goldgrube werden, wenn man Fabriken errichten und solche geschickten Männern anvertrauen würde. Dieses Produkt ist an

vielen Orten, besonders in China, zur Verfertigung des Nankins sehr gesucht. Die Chinesen auf *Java*, welche ihre daselbst gesammelten Reichthümer in Baarschaft verwandeln und zum Nachtheil des Staates nach ihrem Vaterlande ausführen, würden durch die Aussicht auf sichere Vortheile aufgemuntert werden, anstatt des Geldes diese Waare mitzunehmen, und somit ihren eigenen wie den allgemeinen Nutzen befördern.

Es giebt zwey Gattungen *Kapas* oder Baumwollen-Pflanzen. Eine davon hat ein sehr kurzes Leben; denn sie entsteht, blüht und stirbt. Dafür kostet ihre Anpflanzung auch sehr wenig Mühe, indem man gewöhnlich erst nach der Reisserndte den Samen in die leeren Felder streut, und noch vor der Zeit, in welcher die Sawa's bearbeitet werden, das Erträgniss einsammelt. Die zweyte Gattung erfordert mehr Arbeit und Sorgfalt, ist aber viel dauerhafter, auch die Baumwolle besser und feiner. Der Strauch wird mehrere Fuss hoch und dauert viele Jahre aus.

Neben diesen beiden giebt es noch eine Art Baumwolle, *Kapok* *) genannt, welche an hohen Bäumen wächst, deren Rinde derjenigen unserer Buchen gleicht. Die Aeste dieses Baumes aber haben die Eigenheit, dass sie in gerader Linie von dem Stamme herauswachsen und denselben wie Strahlen umgeben. — Diese Baumwolle ist fein, aber kürzer und leichter als die erste Gattung. Sie wird meistens für Matratzen, Kissen und andre Gegenstände dieser Art gebraucht. Beyde Sorten vermischt würden gewiss ein vortreffliches Produkt ausmachen und die Einkünfte des Gouvernements unglaublich vermehren, indem man durch Aufmunterung des Landmanns zu solcher Pflanzung die Ausfuhr des Produkts leicht auf 40 bis 50 Millionen Pfund bringen würde.

Der Anbau des *Mohns* zur Bereitung des Opiums ist auf *Java* noch nicht lange eingeführt, denn der Indianer ist kein Freund von solchen Anpflanzungen, welche viele Arbeit und Sorgfalt erfordern und keinen sichern Gewinn versprechen. Nur die Aussicht auf sichern Gewinn bei geringer Anstrengung kann ihn zum Versuch in neuen Industrie-Zweigen bewegen. Wie wenig hingegen Zwangmittel oder Drohungen für grosse Unternehmungen und Umgestaltungen den Zweck erreichen, wird jedem leicht klar werden. Man muss auf den Geist des Volkes wirken, seine Ansichten veredeln und es zum Streben nach sittlicher und gesellschaftlicher Vollkommenheit beleben. Dieses lässt sich aber nur langsam und Schrittweise bewirken. Man muss die Menschen erst überzeugen, dass man ihnen mehr geben als nehmen wolle, und dass sie ihre alten, unrichtigen Begriffe bloß gegen bessere und nützlichere vertauschen. Man muss sie gleichsam spielend am Gängelbände leiten, bis sie selbst auf ihren Füßen stehn, aus eigener Bewegung und mit Selbstvertrauen fortschreiten können. Man muss Anfangs den Fleissigsten in jedem Industrie-Zweige kleine Geschenke austheilen, wie solches zu grossem Vortheil bereits bei den Kaffee-Pflanzern in einigen Gegenden statt fand; — sodann die Verständigsten zu Aufsehern erheben, oder sie sonst, z. B. durch Titel, auszeichnen.

Der Javaner ist sehr ehrgeizig und rangsüchtig; ein Name, der ihn über das gemeine Volk erhebt, gilt bey ihm alles und kostet das Gouvernement nichts. — Doch ich überlasse die fernere Erörterung dieses Gegenstandes solchen Männern, welche *Java* und die Javaner, so wie den Menschen und dessen Betriebsamkeit überhaupt besser kennen als ich.

*) *Bombax pentandrum*.

Der *Madat*, *Amfioen* (bereitetes Opium) ist sehr theuer auf *Java*. Die Chinesen pachten den Verkauf desselben für grosse Summen. Man gebraucht unter anderm ein Präparat davon, mit Tabak vermischt, zum rauchen. Die Wirkung ist schrecklich. Erst werden die Raucher beynahe toll, nachher schläfrig, zum Denken und Handeln unfähig. Zulezt trocknen die Menschen aus und werden gleichsam zu Gerippen.

Der javan'sche Mohn, welcher in einigen Berggegenden gedeiht, ist nach dem Urtheil von Sachverständigen, obwohl weniger gut, als der bengalische, dennoch, zum Opium bereitet, als Arzneimittel sehr wirksam. *)

Tabak. Die Kultur des Tabaks ist sehr ausgebreitet und der Absatz im Lande selbst ungläublich stark; er erstreckt sich auf viele hundert Millionen Pfund jährlich. Denn alle Indianer und Indianerinnen kauen Betel und die meisten rauchen, auch sehr viele Europäer bedienen sich dieses Tabaks und einer grossen Quantität inländischer Cigarren. Derselbe ist gut und aromatisch, nur schade dass die Javaner die gehörige Beitze und Zubereitung dieses Produkts nicht genug verstehen.

Die *Curcuma* ist eine auch in Europa wohlbekannte Wurzel, von angenehmem Geruch und Geschmack, welche getrocknet und fein gestampft eine sehr schöne gelbe Farbe verschafft. Sie wächst in den javanischen Wäldern und ist sehr wohlfeil.

Die *Tamarinde*, ebenfalls in Europa bekannt, wächst an Bäumen, welche unter die schönsten der Welt gehören. Sie wird von den Indianern zubereitet, und, in Scheiben oder Stücke geschnitten, verkauft.

Gumuttie wird das schwarze Haar genannt, welches an dem Stamm des Areenbaums wächst und denselben gleichsam einhüllt. Dieses nützliche Produkt wird von den groben Fasern und den Stengeln gereinigt, gesponnen und zu Verfertigung von Tauwerk gebraucht, welches ausserordentlich stark und beynahe unzerstörbar ist. Gewöhnlich lassen die Wohlhabendern die Dächer ihrer Häuser damit bedecken.

*) Die Provinz *Priangan* (*Preanger Regentschappen*) ist in Hinsicht der köstlichen Produkte, des gemässigten Klima's, der Lage, in welcher sie die Schutzwehr von *Batavia* gegen die Fürsten-Länder und die oft unruhigen Provinzen *Cheribon* und *Bantam* ausmacht, der wichtigste den Holländern zugehörige Theil der Insel. In dieser Provinz ist das Opiumrauchen bei schwerer Strafe verboten, der fortgesetzte Aufenthalt daselbst, ist allen Chinesen, Mohren, Arabern und Vagabunden, welche auf allerhand Arten die Sittlichkeit untergraben, gänzlich verboten. Jeder ohne Unterschied, bey dem man nur das kleinste Quantum des verderblichen Präparats findet, wird mit zehnmonatlicher Kettenstrafe oder 1000 Gulden Busse bestraft. Man muss sich eine Zeitlang in dem *Preanger*-Land aufgehalten haben, um den Abstand, besonders in Ansehung der Sittlichkeit, von andern Gegenden der Insel hell einzusehen.

Ich wohnte daselbst in den letzten Jahren und werde nie das gutartige, sanfte Volk vergessen, welches durch verständige Oberhäupter geleitet, dankbar die neuen Einrichtungen annimmt und den Europäer liebt, der ihm durch sein eigenes Betragen den Weg zum Glücke zeigt.

Heil dem braven Manne! Segen dem edeln Herrscher! der durch weise Verordnungen gleichsam einen magischen Kreis um diese guten Naturmenschen zog. Möge nie Politik oder falsches Staats-Interesse denselben zerstören und den Samen des mannigfaltigen Guten vertilgen, den eine wohlthätige Hand austreute, und der bey den Einwohnern Wurzel fasste.

B a u m f r ü c h t e .

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzen, Gewächse und Früchte ist bey der ausserordentlich kräftigen Vegetation so reich, dass es mir unmöglich wäre, auch nur den grössern Theil derselben mit Namen anzuführen. Ich werde mich daher auf einige der vorzüglichsten Gattungen beschränken und das unermessliche Feld zur Beobachtung für einen Naturkenner eilenden Schrittes durchlaufen. *)

Der *Pohon Kalapa* (Kokosbaum). Der Kokosbaum ist zu bekannt, als dass ich nöthig hätte, denselben zu beschreiben; nur erlaube ich mir die Bemerkung, dass einige Reisebeschreibungen mehr oder weniger irrige Angaben über denselben enthalten; besonders wenn behauptet wird, dass er von der Wurzel bis zur Krone gleich dick sey; denn er ist wenigstens bis acht Fuss über der Erde viel dicker, als weiter hinauf. Der Wipfel eines kraftvollen Kokosbaums besteht aus ungefähr dreyszig bis fünfunddreyszig zehn und mehr Fuss langen Blättern. Er trägt in einem Büschel an der Krone oft bis dreyszig Nüsse. Die Indianer machen Einschnitte in den Baum, um besser hinaufklettern und dieselben abnehmen zu können. Sie besitzen darin eine wunderbare Fertigkeit, denn da der Baum ganz gerade, ohne einen einzigen Ast und zu dick ist, als dass ihn ein Mensch umfassen könnte, so lässt sich die Schwierigkeit des Hinaufsteigens mit blossen Füßen leicht vorstellen.

Für eine junge Kokosnuss bezahlt man gewöhnlich zwey bis drey Kreuzer. Wenn die Nuss alt wird, so schmeckt das Wasser derselben nicht mehr angenehm; es bildet sich alsdann zu einer weissen festen Substanz, die beynah den Geschmack von Wallnusskernen hat. Man bereitet ein sehr gutes Oehl daraus, welches zum Kochen und Brennen gebraucht wird und wovon die Flasche ungefähr 16 Kreuzer kostet. — Die Art, den Kokosbaum zu pflanzen, ist folgende: Man hängt die Nüsse so lange an die Aeste anderer Bäume auf, bis dieselben ausschlagen, alsdann legt man sie in lockere Erde, wo sie bald wurzeln, schnell emporsprossen und in ihrem höchsten Wachsthum oft die Höhe von 60 bis 70 Fuss erreichen.

Pisang. Musa paradisiaca. Diese Frucht, von welcher es verschiedene Gattungen giebt, ist eine der grössten Wohlthaten Gottes für die Indianer. Sie hat den Geschmak einer reifen Birne und wird roh, gekocht oder gebraten gegessen. Man geniesst sie so gerne und so allge-

*) Ungeachtet des unermüdeten Eifers des Herrn Professor *Rheinwart* und Doctor *Blume*, auch anderer verdienstvollen Naturforscher, die mit warmer Liebe für die Wissenschaften beseelt, durch den damaligen würdigen General-Gouverneur auf alle mögliche Weise unterstützt, unsere Kenntniss von der indischen Flora ausserordentlich bereicherten, bleibt doch in dieser Hinsicht noch viel zu thun übrig.

Oft ergriff mich ein heiliger Schauer, und ein unennbares Gefühl durchströmte meine Seele, wenn ich mich in einer waldigen Berggegend *Java's* befand. — Der erquickende Schatten, das melancholische Dunkel, die wunderbaren Gestalten der uralten Bäume, das tiefe Schweigen der Natur, blos durch den Gesang eines Vogels unterbrochen, kurz alles trug dazu bey, Gefühle in mir zu wecken, die, um sie einigermassen auszudrücken, in dem Augenblick der Empfindung selbst durch die Schrift hätten festgehalten werden müssen.

Wahrscheinlich ist das Innere dieser Wälder seit den Tagen der Schöpfung von keines Menschen Fuss betreten worden, und enthält Geschöpfe und Pflanzen aller Art, die uns noch lange unbekannt bleiben dürften.

mein, wie bei uns die Erdäpfel. Sobald die Früchte von dem Baum genommen sind, wird derselbe umgehauen, denn er trägt nur einmal, hat aber sehr viele Sprösslinge und wächst so schnell, dass er in Zeit von sechs bis acht Monaten seine völlige Grösse erreicht und Früchte trägt. — Er wird oft einen Schuh hoch von der Erde abgeschnitten und die obere Fläche in Gestalt eines Beckens ausgehöhlt. Dieses ist des Morgens voll von einem sehr kühlen, hellen Wasser, welches in verschiedenen Krankheiten getrunken und auch zur Beförderung des Haarwuchses gebraucht wird.

Der *Banien* oder *Mangelbaum* (*ficus indica* Linn.) wird in vielen Gegenden Indiens unter die heiligen Bäume gezählt und verdient allgemeine Bewunderung. Seiner Höhe und seinem Umfang nach gleicht er den grössten Eichen. Er hat viele rings um den Stamm verbreitete Zweige, die sich wie Stricke oder Seile senkrecht zur Erde neigen, in dieselbe eindringen, Wurzel schlagen und neue Stämme bilden. Aus diesen werden wieder eben so viele neue Bäume, die ihre Zweige auf die vorige Art in die Erde senken und andern Stämmen das Daseyn geben. Es wäre daher leicht möglich, durch einige Pflege und Wartung, von einem einzigen Baume eine ganze Waldung zu bekommen. Zudem ist die Fortpflanzung desselben sehr leicht, indem man bloß einen Zweig von der Dicke eines Menschenarmes abschneidet und in nasse Erde steckt. Bäume dieser Art würden vielleicht in Europa gedeihen und dann die schönste Zierde eines Parks ausmachen. Für den Schreiner oder Zimmermann hat das Holz dieses wunderbaren Baumes keinen Nutzen. Auch trägt er keine für Menschen essbare Früchte.

Bambus, arundo bambus. Ist ein Rohrgewächse, das so dick wird wie der Schenkel eines Mannes. Es ist sehr stark, im Wasser so dauerhaft wie Eichenholz und erreicht die Höhe von beynahe vierzig Fuss. Es giebt verschiedene Arten; *Bambus Talie* ist die beste. Es ist unmöglich alle Arbeiten zu nennen, die man aus Bambusholz verfertigen kann, denn es vereinigt alle Vortheile der Feinheit, Stärke und Geschmeidigkeit. Die schlechteste Gattung ist die *Bambus durie*, deren Stamm mit vielen knotigen, dornichten Zweigen bewachsen ist. Diese Bäume stehen meistens so dicht in einander, dass es für Thiere und Menschen beynahe unmöglich ist, durchzudringen. Die Indianer pflanzen dieselben gewöhnlich rings um ihre *Benting's* (Festungen), wo sie wirklich gegen grobes Geschütz mehr Sicherheit gewähren, als mittelmässige Wälle oder Mauern.

Aus dem Bambusrohr wird auch Zucker gesotten, und aus den zarten Sprösslingen bereitet man Essig und *Atjar* (Konfect), oder man isst sie gekocht. Sie haben den Geschmack von Kohl. — Da das Bambusrohr ohne Wartung und in allen Gegenden Indiens wächst, so wäre es vielleicht möglich, diesen nützlichen Baum nach Europa zu verpflanzen.

Der *Pohon tjat*, *Färbe-Baum*, wächst ohne Wartung auf und giebt eine vortreffliche rothe Farbe.

Der *Tjinkalak*, *Wachsbaum*, trägt Früchte, wovon man Kerzen macht, die in ihrer Feinheit beynahe denen von Spermaceti gleichkommen.

Der *Pohon rarak*, *Seifebaum*, dessen Früchte wie Nüsse geformt, im warmen Wasser schäumen, und sehr gut zum waschen von Linnenzeug u. dgl. gebraucht werden können.



Der *Jambu-Baum*, wovon es verschiedene Gattungen giebt, trägt herrliche Früchte. Derjenige, welchen man *Jambu ayer mawar* nennt, ist nur ein kleines Bäumchen, hat Früchte, die unsern unreifen Mispeln gleichen und einen herrlichen Rosengeruch von sich geben. Die beste Frucht trägt der *Jambu bol*, sie hat in Form und Geschmack viel Aehnlichkeit mit unsern Aepfeln, *Jambu ayer*; diese Frucht wächst an einem ziemlich hohen Baum, ist an Gestalt wie die erstgenannte, aber wässerig, ohne besondern Geschmack oder Geruch.

Der *Manga-Baum*, dessen es auch viele Sorten giebt.

Papaya (*Carica papaya*).

Blimbing (*avershoa bilimbi*).

Die Früchte der *Salak-Staude* haben eine Haut wie unsere Tannzapfen und eine zusammenziehende, nicht unangenehme Säure; man kann sie aber, der vielen Dornen wegen, nur mit grosser Mühe und Vorsicht pflücken.

Der *Durian* trägt Früchte von der Grösse ausgewachsener Kürbisse; sie sind mit einer schuppigen und stachelichten Schale umgeben und haben für denjenigen, der derselben nicht gewohnt ist, einen unerträglichen Geruch. Die Indianer lieben sie sehr; sie sind aber erhitzen und unverdaulich.

Der *Nanka-Baum* trägt eben so grosse Früchte, wie der oben erwähnte; ihre äussere Form ist beynahe dieselbe, der innere Bau aber und der Geschmack sind ganz verschieden.

Rambutan, *nephelium lappaceum*, ist eine sehr gute, auf *Java* allgemein vorkommende Frucht, von der es mehrere Sorten giebt. Sie hat einen säuerlich-süssen, angenehmen Geschmack.

Rother und weisser *Pompelmus-Baum*, *Citrus decumana*. Die Frucht ist sehr kühlend und angenehm; die beste Gattung findet man in der Nähe von *Batavia*.

Wilder Ingwer, *amomum serumbet*, wächst häufig auf *Java* und wird von den Einwohnern als Würze zu ihren Speisen gebraucht und auch als Confect bereitet.

Der *Granatapfel-Baum*, *murex erinaceus*, gedeiht ebenfalls gut.

Kajuputie (Weissholz) *melaleuca leucadendra*, aus dessen Blättern man das berühmte Kajuputie-Oel gewinnt.

Nelkenbäume findet man, so viel mir bekannt ist, blos im obern botanischen Garten zu *Buitenzorg*.

Muskatnussbäume trifft man hin und wieder, doch nicht in bedeutender Menge.

In einigen kühlen Berggegenden hat man europäische Aepfel- und Pfirsichbäume gepflanzt, aber ihre Früchte sind in keiner Hinsicht mit den unsrigen zu vergleichen. Hingegen Gemüse, wie Kohl, Salat, Spargel u. dgl. gedeihen vortreflich.

Auch die *Camilla sasangua*, deren wohlriechende Blätter unter den Thee gemischt werden, die *Cochénille* und andere nützliche Gewächse sucht man auf der Insel einheimisch zu machen.

Blumen, wohlriechende Kräuter und Blätter giebt es eine grosse Menge. Von den erstern verdienen die *Melattie*, *Tjambaka* und die kleine weisse Rose den Vorzug. Auch die sogenannte *sundal malan*, *mirabilis jalapa*, welche vor und nach Sonnenuntergang am besten riecht, gehört unter die vorzüglichsten Blumen.

III. Mineralreich.

Gold. Bis jetzt hat man noch keine Spuren, dass dieses köstliche Metall so reichlich vorhanden sey, um die Kosten einer Unternehmung zu decken. Zwar wurde schon zur Zeit des Gouverneurs *Zwaardecroon* mit unsäglicher Mühe zwischen *Tjikao* und *Tjanjor* eine Schacht eröffnet, aber die Ausbeute entsprach der gehegten Erwartung nicht. Der unglückliche Vorfall, dass viele Arbeiter durch das Zusammenstürzen eines Stollens ihr Leben einbüssten, machte einen so traurigen Eindruck auf die Gemüther der übrigen, dass man genöthigt war, den angefangenen Bau aufzugeben. Vor einigen Jahren sind auf Befehl des General-Commissairs *Du Bus de Gisignies* auf's neue einige Naturforscher zur Untersuchung hingesendet worden. Ihr Bericht stimmte aber mit den frühern Erfahrungen überein, dass nemlich die Kosten den Ertrag weit übersteigen und darüberhin noch dem Landbau und den übrigen Anpflanzungen ein unermesslicher Schaden erwachsen würde, weil ein solches Unternehmen die Verminderung der für jenen so unentbehrlichen Arbeiter nothwendig zur Folge haben müsste. Einige Flüsse führen Goldkörner mit sich, aber in unbedeutender Menge.

Eisen-Minen giebt es viele auf der Insel, und man würde, des Ueberflusses an Holz wegen, sehr leicht und sicher mit bestem Erfolg *Eisenschmelzen* anlegen können.

Salz wird in vorzüglicher Güte und Menge in einigen Küsten-Provinzen bereitet.

Schwefel und Kalk findet man sehr häufig.

Mineralische Quellen sind in grosser Menge vorhanden, und einige derselben sehr heilsam für katarrhalische und andere Krankheiten.

Zu *Tjipannas* besitzt der Gouverneur ein wohleingerichtetes Baad. Eine siedend heisse Quelle entspringt gleichsam dem Bette eines kühlen Baches. Die gemässigte Temperatur, ein schönes Wohnhaus, ein mit mancherley europäischen Gemüsen und Pflanzen versehener Garten und die grosse Poststrasse machen diesen Ort sehr angenehm.

Man findet auch Mineral-Wasser, welches in verschiedenen Krankheiten heilsam, zum Trinken angenehm, aber nicht aufzubewahren ist.

Maass, Gewicht und Münzen.

Das *Gemäss* ist auf *Java* sehr verschieden, sowohl dem Namen als dem Inhalt nach, je nachdem die Rede von einer Stadt, einem Dorf oder einer Berggegend ist.

Eben so ist es mit dem *Gewicht*, man hat kleine und grosse Pfunde, Berg- und andere Pikol (Centners) u. s. w.

Münzen. Die holländischen Ducaten sind sehr beliebt und man bezahlt sie oft mit $1\frac{1}{2}$ Gulden über ihren Werth. Eben so die spanischen goldenen und silbernen Piasters, die goldenen und silbernen Willems, die alten holländischen Gulden, Schillinge und Dubeltjes. In Kupfermünzen hat man die $\frac{2}{100}$, $\frac{1}{100}$ und $\frac{1}{50}$ Gulden-Stücke, welche für Indien geschlagen werden. Der Aufwechsel auf Gold und Silber ist immer sehr stark und steigt oft bis 20 und mehr proCent. Früher waren auch bengalsche, javansche und andere goldene und silberne *Rupien* im Umlauf, auch abgeschnittene Stücke von dünnen Kupferstangen, *Bonko's* oder *Bengol's* genannt, welche aber gegenwärtig nicht mehr gangbar sind.

In den Jahren 1826 und 1827 sind grosse Summen an Papiergeld vernichtet worden. Man hatte früher Assignaten von 1 Gulden bis zu der Summe von 1000 und mehr Gulden steigend.

Die Promessen (Staats-Schuldscheine), von 100 und mehr Gulden Betrag, trugen sonst Zinse, welche das Finanzdepartement bey dem Wiedereinlösen dem Besitzer vergüten musste.

Unbegreiflich ist es, dass die indische Tilgungskommission anfieng, für einige Millionen einfache Assignaten, auf welchen keine Zinse hafteten, und die selbst im öffentlichen Verkehr bequem waren, zu verbrennen, dagegen die Schuldscheine, welche in der Folge von selbst zu grossen Summen anstiegen, nebst dem vollen Werth der Interessen, noch lange Zeit in Umlauf liess.

D e r J a v a n e r in physischer und moralischer Hinsicht.

Nie fühlte ich mehr, wie schwer es sey, ein ganzes Volk in seinen Hauptzügen zu schildern, als jetzt, da ich zu der Charakter-Skizze eines durch Religion, Sprache, Wohnort und Sitten uns fremden Stammes übergehe. Nie fand ich es anmassender und eitler, wenn einer, der ein Land gleichsam nur durchläuft, selbst ohne die nöthige Sprachkenntniss zu besitzen, sich erkühnt, über die religiöse und politische Verfassung, Staatsgeheimnisse, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu schreiben, — da ich meinerseits, im Besitz aller Vortheile, welche ein vieljähriger vertrauter Umgang mit jeder Klasse der Eingebornen verschafft, kaum im Stande bin, über alles dies ein gründliches Urtheil zu fällen, die Verhältnisse genau zu bestimmen und ein wahres Licht über die verschiedenen Gegenstände zu verbreiten.

Dass ein bloß durchreisender Beobachter in mancherlei Irrthümer ver falle, ist um so unvermeidlicher, da Natur, Gesetz oder Volk ihm das Eindringen in das Innere eines Landes oft versagen, und sich seine Ansichten also bloß auf die Grenzorte oder Küsten desselben beschränken. — Man würde der javan'schen Nation in Manchem zu nahe treten, wenn man das über die Küsten-Bewohner zu fällende Urtheil auf das ganze Volk ausdehnen wollte, denn der Unterschied sowohl in physischer als moralischer Hinsicht ist unendlich gross.

Der Orangpingierlaut oder Küsten-Bewohner.

Der an der Küste wohnende, von Fischfang, Handel und Seeräuberey lebende Javaner ist im allgemeinen klein, mager, kupferbrauner Farbe. Er besitzt eine rohe Gemüthsart, ist unternehmend und treulos.

Die an der Strasse *Sundah*, vorzüglich bei *Anjer* wohnenden, bedienen sich kleiner Nachen, womit sie sich einige Meilen vom Ufer entfernen können, und Schildkröten, Geflügel und Früchten nach den vorüberfahrenden europäischen Schiffen zum Kaufe bringen. Ihre grössern Fahrzeuge werden *Praau*, *Pantjallang* und *Chiangpang* genannt, welche mit einem Mast versehen; sehr grosse von Binsen verfertigte Segel führen. Sie dienen zum Handel nach den Nachbar-Inseln *Sumatra*, *Madura*, *Balie* &c. Vorzüglich aber werden sie für die Küstenstädte der Insel *Java* selbst befrachtet, für *Batavia*, *Samarang*, *Sourabaya*, *Cheribon*, *Indramayo*, *Bantam* &c. — Wenn diese Schiffe auf den Raub auslaufen, so sind sie stark bemannt und mit einigen *Lilah's* (kleinem Geschütz) bewaffnet. Den Tag über verbergen sie sich in fast unzugängliche Oerter, wo sie von den kreuzenden Schiffen entweder nicht entdeckt, oder wegen Klippen und Untiefen nicht verfolgt und weggenommen werden können. Bey Nebelwetter dann, vorzüglich aber bey Nacht, laufen sie auf Beute aus, machen selbst auf europäische Kauffahrteyschiffe Jagd und werden,

wenn man sie nicht bey Zeiten entdeckt, dadurch sehr gefährlich, weil sie ganz sachte heran schleichen und zu entern suchen; wodurch schon manches reich beladene, aber blos mit fünfzehn bis zwanzig Mann besetzte Handelsschiff, in die Hände dieser Seeräuber gerathen ist.

Das niederländische Gouvernement ist sehr weislich auf die politische Idee gekommen, durch grosse Diebe die kleinen zu fangen. Mehrere vormalige Oberhäupter der Seeräuber befinden sich in dessen Dienst, und verfolgen unaufhörlich ihre alten Kameraden. Die Fahrzeuge, deren sie sich bedienen, sind sehr leicht und heissen, ihrer Bestimmung wegen, Kreuzprouwen. Unter andern ist ein Anführer, den man *Radja* (König) *Akil* nennt. Dieser erhielt vom General-Gouverneur den Rang, Gehalt und die Unterscheidungszeichen eines Obersten. Er befehligt eine kleine Flotte leichter Fahrzeuge, ist tapfer und schlau und leistet fortwährend gute Dienste. — Oft sind die Schiffskapitane, entweder weil ihre Mannschaft durch Sterblichkeit vermindert, oder durch Krankheit nicht dienstfähig ist, genöthigt, Küsten-Javaner in ihren Dienst zu nehmen; allein diese können nie den europäischen Matrosen ersetzen, denn sie sind von Natur träge und gewöhnen sich nie an Ordnung. Man hat traurige Beyspiele, dass alle Weissen auf mehrern solcher Schiffe durch die zahlreichern Javaner oder andere Indianer grausam ermordet wurden.

Viele dieser Küsten-Bewohner, besonders die, welche von *Celebes* aus dem Lande der *Bugies* abstammen, erweisen dem *Kaïman* (Krokodill) grosse Ehre, indem sie denselben zu ihrer Familie rechnen und ihm auch Familiennamen beilegen, ihn täglich zur bestimmten Stunde und am nämlichen Orte füttern, und ihm bei ausserordentlichen Gelegenheiten kleine Flösse mit Opfer-Geschenken und Blumen zusenden.

Es giebt unter ihnen auch Beschwörer. Ein sehr berühmter wohnte nicht fern von *Batavia*, zu *Krawang*. Er pflegte, auf Verlangen, das Krokodill, wenn es jemand aufgefressen hatte, zu fangen, demselben sein Verbrechen vorzuhalten und ihm Vorwürfe zu machen, dass es sich nicht mit den täglichen Opferspeisen begnüge, der Familie Schande mache, vernünftiger seyn sollte u. dgl. und kündigte ihm zuletzt zur Strafe den Tod an. Das Unthier starb zur bestimmten Stunde, wahrscheinlich an heimlich beigebrachtem Gifte.

Auf der Rhede zu *Batavia* sieht man oft zwanzig bis dreissig *Kaïman's* auf Beute lauern. Sie liegen oben auf dem Wasser, sind gross und schrecklich anzusehen, und doch rudert der Javaner in seinem ausgeschöhlten Baumstamme ganz sorglos bey ihnen vorüber und achtet ihrer nicht. Da er die Lüsterheit des Thieres nach Menschenfleisch kennt und mancher ein Opfer desselben wird, so kann diese Gleichgültigkeit blos aus seinem Glauben an die Prädestination, oder aus Todesverachtung erklärt werden.

Der Orang Gunong, Bewohner der Berge oder des Innern.

Der im Innern des Landes oder auf den Bergen wohnende Javaner ist gewöhnlich von mittelmässiger Grösse, bräunlich-gelb von Farbe, schlank und wohl gebaut. Er hat ein gutmüthiges Aussehen und ist sanfter, treuer und ehrlicher, als der Küsten-Bewohner. Hält man den-

selben immer in einer gewissen Entfernung, flösst man ihm durch eigene gute Sitten und gerechte Behandlung Ehrfurcht für sich ein, dann kann man auf seine Anhänglichkeit rechnen und ihm alles anvertrauen. Besonders muss man ihn in der Ausübung seiner Religionspflichten weder durch Worte noch Handlungen hindern oder kränken, ihm keinen Anlass zur Eifersucht geben; denn im letztern Fall ist sein Zorn lebensgefährlich, seine Wuth schrecklich, seine Rache ohne Gränzen. Der Beleidigte macht alsdann *Amokh* (Aufruhr), betäubt seine Sinne mit Opium, bedeckt mit den langen schwarzen Haaren das Gesicht (dieses nennt man *matta glap*, oder dunkle Augen), ergreift einen *Kris* (schlangenförmigen Dolch) und ermordet jeden, der ihm begegnet, bis er, wie ein toller Hund, todt geschlagen wird.

Die vornehmsten Nahrungszweige des Gebirgs-Javaners sind: *Viehzucht, Reiss-, Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Pfefferpflanzungen, Areen-* (Baum-) *Zucker, Kokosöl, Baumwolle* u. s. w. Wiewohl er die Indolenz mit allen unter heissen Himmelsgegenden wohnenden Völkern gemein hat, so treibt ihn doch der Befehl eines gefürchteten oder geachteten Meisters zu den ausserordentlichsten Anstrengungen. Von Natur leichtsinnig, ist er eben so geneigt zum Guten als zum Bösen, ohne die mindeste Berechnung der Folgen. Er muss darum unter einer gewissen Vormundschaft stehen, die ihn von jeder Gelegenheit zu Fehlritten zurückhält. Will z. B. ein Herr einem andern durch seinen javanischen Bedienten Geld zusenden, so muss er letzterm deutlich zu verstehen geben, wie gross die Summe sey, welche er ihm anvertraut. Alsdann wird der Betrag wie ein Heiligthum überbracht. Merkt der Knecht aber des Meisters Nachlässigkeit im Zählen oder Verschiessen des Geldes, dann ist die Versuchung zu stark und er wird trachten unbemerkt etwas wenigens für seinen Betel oder die Tanzmädchen wegzunehmen.

Die Sitten der jungen Berg-Javaner werden sehr oft durch diejenigen ihrer Meister verdorben. Gesunde, starke Europäer lassen sich wie kränkelnde, abgelebte Greise bedienen, geben ihren Bedienten schlüpfrige Aufträge, strafen sie willkürlich und zwingen sie durch ihr ganzes Betragen die hohe Meinung fahren zu lassen, welche der gutmüthige Indianer von jeher in Ansehung der Weissen besass und deren Erhaltung für die politische Existenz der Europäer in den fremden Weltgegenden unumgänglich nöthig wäre. Nichts ist in der That lächerlicher, als das stolze ungeduldige Aufbrausen eines Weissen, der, kaum einige Worte von der javanischen Volkssprache verstehend, seinen armen Bedienten in Wort und That misshandelt, wenn dieser nicht sogleich die unrichtigen Ausdrücke begreift und den Willen des Herrn erräth.

Sehr menschenfreundlich hat die niederländische Regierung durch ein neues Gesetz die Willkühr der Herren sowohl gegen ihre Selaven, als gegen ihre freye Dienerschaft, eingeschränkt und selbst den Fürsten des Landes das unumschränkte Recht über Leben und Eigenthum ihrer Untergebenen abgenommen.



Der Javaner im Allgemeinen.

Natur und Mensch stehen meines Erachtens in jeder Weltgegend im engsten Verband. Wo jene früh sich entwickelt und schnell zur Reife gelangt, ist auch Erschlaffung und früheres Hinwelken der Menschen damit verbunden. Der Javaner heirathet sehr jung. Ich sah öfters (was beynahe unglaublich scheinen möchte) ein Pärchen, das zusammen kaum zwanzig bis vierundzwanzig Jahre zählte. Erreicht der Ehemann das Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren, alsdann bedient er sich schon des Rechtes der Vielweiberey und heirathet eine zweyte Frau. Die erste erhält dann den Titel *Binie tuah* (alte Frau) und die zweyte *Binie mudah* (junge Frau). Diesen fügt er in der Folge noch einige *Gundik's* (Beysitze) und wenn er Vermögen hat einen Trupp Tänzerinnen bey.

Alle diese Frauenspersonen leben in der vollkommensten Eintracht und beobachten unter sich eine gewisse Rangordnung. Die Kinder werden gemeinschaftlich erzogen. Bei Vornehmen erben bloß die Kinder der rechtmässigen Frauen die Geburtstitel des Vaters.

Die Javaner führen keine Geschlechtsnamen. Sie haben Kindernamen, welche sie bey reifern Jahren nach ihrem Rang mit andern vertauschen, oder von dem europäischen Gouvernement für bewiesene Dienste mittelst eines Brevets erlangen. Einige gewöhnliche Namen der geringern Klasse sind: *Wangsa. Natta. Alima. Mharta. Tarunah. Raxa.* Der höhern: *Kusumah. Suriah nagara. Surah di kartah. Bumie natta. Kusumah judah. Wira redjah.* Der Frauen: *Jaina. Assimah. Manish. Jassia. Si rapie. Maissem.*

Ein Hauptartikel bey den Heirathen der vornehmen Javaner ist das *Jodoh* oder die übereinstimmende Analysis ihres Namens mit dem ihrer Braut. Sogar der Silben Länge oder Klang wird in Betracht gezogen und durch ihre Priester ausgelegt, um zu wissen in wie ferne die beabsichtigte Heirath in allgemeiner Hinsicht glücklich oder unglücklich ausfallen werde. Dass ein, die Veränderung so sehr liebendes Volk von dieser sonderbaren Gewohnheit oft Missbrauch macht, lässt sich leicht begreifen. Oft dringt der Javaner nach mehrjähriger Ehe, durch einen geliebten Gegenstand angezogen, plötzlich auf Scheidung von seinem Weibe, unter dem Vorwand, dass das *Jodoh* (Analysis) ihrer Namen auf künftiges Unglück, Untreue, Unfruchtbarkeit u. d. g. deute.

Es ist merkwürdig, dass die unordentliche Lebensart keinen auffallenden nachtheiligen Einfluss auf die körperliche Bildung der Javaner hat, denn es giebt gewiss nicht viele Völker, unter denen weniger physische Mängel zu finden wären, als unter diesem.

Die javan'schen Frauen sind gutartige Geschöpfe, geschickt für ihre häuslichen Verhältnisse, aber ohne Geist, Lebhaftigkeit und Bildung*). Viele widmen sich, wenn sie alt werden, der Ausübung der Heilkunde und werden *Dukums* genannt. Sie bereiten Getränke von Kräutern, Rinden und Holz, und besitzen oft viele Kenntnisse und angeerbte Geheimnisse, auch ein sehr gewöhnliches sympathetisches Heilmittel, je nach der Beschaffenheit der Krankheit. Sie machen

*) Begreiflicher Weise giebt es auch in dieser Hinsicht Ausnahmen, aber leider am meisten unter den Tanzmädchen.

nämlich dem Patienten ein Kreuz von Kalk auf den Unterleib, oder befeuchten denselben mit dem Saft des Betels aus ihrem Munde. Diese Operation geschieht unter dem Hersagen von einigen Sprüchen des *Korans* oder anderer Gebetformeln.

Wenn ein Javaner ermüdet von der Reise ist, oder Gliederschmerzen hat, so wird gleich die *Neneh dukum* (Doktor-Mütterchen) gerufen, um denselben zu *pintjietten*. Dieses besteht darin, dass die Alte den Leidenden sanft über den ganzen Leib reibt und dadurch den Nerven wieder ihre gehörige Elasticität und Spannkraft ertheilt. Dieses Mittel ist sehr beliebt in Indien, und selbst die Europäer machen oft Gebrauch davon.

In Ansehung der Sittlichkeit ist der Unterschied, so wie in allen Ländern, sehr gross zwischen Frauen, die in kleinen Dörfern oder Berggegenden, und solchen, die in Hauptplätzen und Städten wohnen. Letztere kennen jede Art des Luxus nur allzuwohl, und tauschen gar oft ein buntes Kleid oder einen andern Mode-Artikel für die schönste Zierde einer Jungfrau ein.

R e l i g i o n d e r J a v a n e r .

Die Javaner sind Mahometaner von der Sekte des *Aly*, welche gemässiger ist als die des *Omar*. Der Islamismus wurde ungefähr 1406 von einem arabischen Sheik, Namens *Ibn Moelahna*, durch Ueberredung und Waffengewalt eingeführt und zuerst in dem Königreich *Cheribon* (*Tjiribon*) angenommen.

Schwer und langsam machten die Neuerer Fortschritte. Mit dem letzten Tropfen Blutes besiegelten in verschiedenen Gegenden die eifrigen Anhänger *Brahma's* ihre angeerbte Religion; bedeckten mit ihren Leichnamen die heiligen Haine und erlagen endlich im Kampfe gegen Uebermacht und grössere Kriegskunst der arabischen oder fremden Anführer, verfolgt durch ihre eigenen abgefallenen Brüder. Nur Wenige trotzten ihrem grausamen Missgeschick und zogen ein Leben voll Kummer und Elend, blosgestellt allen Mühseligkeiten und allem Mangel, dem Abfall von ihrem Glauben und den Versprechungen der Islams vor und flohen in unwirthbare Wildnisse. Die meisten erlagen. Vergebliche Sehnsucht nach der geliebten Heimath, der Gedanke an den schrecklichen Tod ihrer Angehörigen, Mangel an allen Bequemlichkeiten des Lebens und der nothwendigsten menschlichen Nahrung endete ihr beklagenswerthes Daseyn.

Als Ueberreste eines stillen, einst glücklichen Volkes findet man jetzt noch ungefähr vierzig Familien desselben in einer einsamen Berggegend des Königreichs *Bantam*. Sie sind bekannt unter dem Namen von *Buddah's*. Sie bleiben dem Glauben ihrer Väter getreu, deren Gräber sich in der Nähe befinden und scheinen selbst den fanatischen Mahometanern Ehrfurcht einzuflössen, denn man lässt sie jetzt ruhig und ungestört. Diese religiöse Revolution hat, meines Erachtens, den Javanern sehr wenig Nutzen gebracht. Denn dass ihr sittlicher Charakter nichts dabey gewonnen habe, beweist die Vergleichung zwischen diesen und den der alten Lehre treu gebliebenen *Buddah's*.

Herrliche Ruinen von ehemaligen Tempeln in der Residenz *Kadoeh* und andern Oertern, Grabmäher und prächtige Standbilder, die von Vater auf Sohn vererbten Gesänge ihrer *Pantons* (Minnesänger) sind sprechende Zeugen des vormaligen Zustandes der Künste und Wissenschaften unter den letztern. Traurige Erinnerungen an verschwundenes Glück wird wohl oft die Herzen der Neubekehrten bestürmt haben; denn ich hörte selbst ihre Nachkommen oft von der Grösse und Macht ihrer vormaligen Beherrscher erzählen. — Ihre gegenwärtigen *Wayang-* und *Toppeng-Spiele*, viele Ceremonien und Lieder sind alterthümlichen Ursprunges.

Wenn die Wallfahrt nach *Mekka* und *Medina* durch zufällige Ereignisse (nicht durch Gewalt) verhindert würde, so wären die Folgen für den Islamismus nicht zu berechnen. Nur diese Orte sind für den Fanatismus Borne des Lebens, mit ihnen stirbt er aus. Denn wie das tödtende Gift einer Schlange plötzlich durch die Blutgefässe des gesunden Körpers dringt, eben so verbreitet sich mit Blitzesschnelle der neue Glaubenseifer, den der *Hadjie* (Pilgrim) von Mekka zurückbringt, zerstört jedes mehr oder weniger vorurtheilsfreie Gefühl und unterdrückt gewaltsam den aufstrebenden Keim zu höherer Bildung. — Der geringste Javaner wird durch die Reise nach Mekka *Hadjie*, trägt als Unterscheidungszeichen einen weissen oder farbigten Turban, hat bey dem gemeinen Volk vielen Einfluss und erhebt sich dadurch, obschon er ein Unwissender ist, zum Lehrer desselben.

Die Geistlichkeit ist in verschiedene Klassen getheilt, von denen einige *Katib's* oder *Bandita's* (Schriftgelehrte), *Santrie's* (der Gottesgelahrtheit Beflissene) und *Panghoeloe's* (Priester) genannt werden. In der Fastenzeit wird ihr von dem gläubigen Volke ein Zehnten entrichtet, und milde Gaben bey Festen, Leichenbegängnissen und den häufigen Religionsübungen erhöhen ihre gewöhnlichen Einkünfte, welche an sich selbst sehr gering sind.

Das Fasten ist eine der ersten Pflichten eines Mahometaners, und der Prophet empfahl dasselbe den Gläubigen als ein wesentliches Mittel zur Seligkeit mit folgenden in dem Koran enthaltenen Worten: „*Der Geruch eines nüchternen Mundes ist Gott angenehmer, als der von Moschus und Bisam. Ein jedes Ding hat seine Thüre und die der Religion ist das Fasten. Mit dem Anfang des Monats Ramadan werden die Pforten des Paradieses geöffnet und die der Hölle verschlossen.*“

Das gemeine Volk, welches so gerne das Aeusserliche, Buchstäbliche beobachtet, dem innern Gehalt aber und dem Zweck einer Anordnung nicht nachforscht, welches alle äussern Gebräuche gewissenhaft erfüllt und dabey die Hauptsache aus den Augen setzt oder vernachlässigt, glaubt dem Gesetze Mahomets ganz entsprochen zu haben, wenn es strenge von sechs Uhr des Morgens bis sechs Uhr des Abends fastet. — Wirklich ist auch die Zeit des Ramadans mit grossen Entbehrungen für den Javaner verbunden. Es ist ihm nicht einmal erlaubt, Wasser zu trinken; der geliebte Betel, den er der köstlichsten Speise vorzieht, der den Hungrigen stärkt, den Traurigen aufmuntert, dieser unzertrennliche Gefährte seines Lebens, steht ungebraucht in einem Winkel des *Pondok's* (Hütte) und erhält den langen Tag hindurch nur sehnsuchtsvolle Blicke. Endlich nahet die sechste Stunde, die Schläfrigen erheben sich von ihrer Strohmatten, die Unmuthigen horchen mit gespannter Aufmerksamkeit, bis endlich die kreischende Stimme eines Priesters von der *Menarah* (Thürmchen) der *Missidjiet* (Tempel) das Ende der Fasten ankündigt. Eine ungeheure Trommel, mit aller Macht geschlagen, verbreitet die frohe Kunde in der ganzen Gegend. Jetzt

glaubt der Islam, alles pünktlich nach dem Geist und Ausdruck des Gesetzes verrichtet zu haben, sucht sich, wie billig, für den verlorenen und traurig verlebten Tag zu entschädigen und bringt alsdann die Nacht bis zur sechsten Stunde zu mit kochen, braten, essen und trinken.

Die Ausflüchte der vornehmen Javaner bey dem Genuss verbotener Speise sind oft recht angenehm zu hören. Das Schweinefleisch ist ihnen nach dem Gesetz Mahomets verboten; sie essen aber sehr gerne Schinken und halten den Genuss desselben für keine Sünde. Wenn sie süßen Wein trinken, so behaupten sie, es sey nur Zuckerwasser; den rothen Wein heissen sie *Obat* (Arzney) und den Branntwein ein heilsames Mittel gegen das Fieber und die Leibscherzen. Viele ihrer Priester sogar können dem Reitz des Verbotenen nicht widerstehen und naschen gerne. Zum Beweis dient folgende Anekdote:

Ich befand mich einst bey einem diplomatischen Gastmahl, wozu viele vornehme Javaner im Dienste des niederländischen Gouvernements und einige angesehene Priester eingeladen wurden. Der Gastherr war ein Resident, er hatte daher die Gerichte auf europäische Weise zubereiten lassen, doch waren die Bestandtheile desselben den Indianern meistens bekannt. Einem Priester wurde Ananas mit einer Weinbrühe, einem andern geräucherter Schinken angeboten. Sie fiengen gleich an mit vielem Appetit davon zu essen. Obwohl ich wohl wusste, dass sie die Speisen kannten, machte ich sie dennoch aufmerksam darauf und sagte ihnen, was es seye. Sie erwiederten aber lachend, dass ich wohl nur Spass mit ihnen treibe, dass es weder dem Geruch noch Geschmack nach meiner Beschreibung gleiche u. dgl. Endlich wie sie sich recht satt gegessen hatten, schienen sie erschrocken und Ekel zu fühlen, sagten: ich könnte doch wohl recht haben, sie werden ein andermal besser Acht geben; irren sey ja menschlich.

Lebensart, Gewohnheiten und Gebräuche der Javaner.

Der interessanteste Gegenstand für einen Reisenden, der Zeit und Gelegenheit hat, sich in einem fernen Lande aufzuhalten, ist meines Erachtens die Beobachtung fremder Sitten und Gebräuche. Befindet er sich unter uncivilisirten Völkern, so muss er oft ihren natürlichen Instinct, ihre Erfindungskraft und ihre eigenthümlichen Lebensansichten bewundern. Er findet unendlichen Stoff sich Kenntnisse der menschlichen Gemüthsart zu erwerben, oder dieselben auszudehnen, wenn er den Menschen in seiner rohen, uranfänglichen Weise auf der niedrigsten Stufe der Bildung, und dann hinansteigend bis in die höchsten Gebiete der Aufklärung aufmerksam betrachtet.

Obwohl der Javaner zu den gebildeten Völkern Indiens gehört und mit den Europäern schon einige Jahrhunderte in Berührung steht, so ist er doch in Ansehung der Geistesbildung, der Künste und Wissenschaften noch weit zurück und wird es wohl so lange bleiben, bis man die verwerfliche Politik aufgibt, die Menschen dumm und unwissend zu lassen, um sie besser regieren zu können. *)

B a u a r t d e r J a v a n e r .

Die Bauart der Javaner ist sehr einfach. Sie gebrauchen zu ihren *Pondoks* (Häusern) hauptsächlich das starke und leicht zu verarbeitende *Bambusrohr*. Zu einem mittelmässig grossen, aus vier bis sechs Abtheilungen bestehenden, Gebäude braucht man circa 700 bis 800 Stücke Bambus, je nachdem dieselben grösser oder kleiner sind. Ein Stück von ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Fuss Länge kauft man im Durchschnitt für einen Kreuzer. Auch das Hausgeräthe wird von Bambusrohr verfertigt. Vier gute Arbeiter sind im Stande in einer Woche ein starkes Wohnhaus aufzubauen. Zum Decken werden *allang allang* (breites, beynahe zehn Fuss hohes Gras, welches, nachdem es zubereitet ist, *atap* genannt wird), gespaltenes Bambusrohr, *indjuk* (vom Aerenbaum) oder, wenn die Pfeiler stark genug sind, auch wohl hier und da Ziegel gebraucht. Bey dieser Arbeit haben die Javaner kein anderes Werkzeug nöthig, als ihren *Golok* (ein langes breites Messer), auch keine Nägel, indem sie alles mit ihren *Rottings* **) befestigen. Sie sind in solchen Arbeiten sehr behende und erfinderisch, in der Erbauung von hölzernen und steinernen Gebäuden hingegen unerfahren.

Bey ihren Wohnhäusern haben sie gewöhnlich noch einige Nebengebäude, um den *Padie****) darin aufzubewahren, welche man *Lombongs* nennt, und Stallungen für die *Mondings* (Karbawen oder Büffel), welche blos aus einem auf Bambusrohr ruhenden Dache, mit einer Hecke umgeben, bestehen.

Unter ihre öffentlichen Gebäude rechne ich ihre Tempel, welche sich im Allgemeinen eher in einem elenden als einfachen Zustande befinden, dann ihre Salz- und Kaffee-Magazine und ihre Brücken. Von diesen letztern sah ich eine, die dem Baumeister und den Arbeitern Ehre macht. Sie schwebt über einem tiefen Abgrund und hat keinen Pfeiler. Mitten auf der Brücke geniesst man eine romantisch-wilde Aussicht. Einige hundert Fuss unter sich die schäumenden Wellen des *Tjisokkans*, links und rechts schauervolle Felsen und Berge, mit uralten Bäumen und immer grünem Gebüsch bewachsen; überall tiefe Todesstille und Einsamkeit, selten durch den Gesang eines

*) Diese Bemerkung ist blos auf die javanischen Fürsten anwendbar, die mit unerträglichem Despotismus regieren und jeden Keim zur Geistes-Entwicklung sorgfältig zerstören. A. d. V.

**) *Calamus rotang*.

***) Der Reiss heisst so wie er vom Feld kommt *Padie*; wenn er gestampft (gedroschen) ist *Bras*; und wenn man den selben gekocht hat, *Nassie*.

Vogels, oder das gellende Geschrey eines Affen unterbrochen; in der Ferne eine steile, sich an Felsen hinaufwindende, gebahnte Strasse, — kurz alles trägt dazu bey, den Wanderer mit Gewalt an diesen Ort zu fesseln, und der Einsicht und ausharrenden Geduld, womit die Javaner diesen mühsamen Bergpass für die Postkutsche fahrbar machten, volle Bewunderung zu zollen. — Am Ende der Brücke, bey einer Felsengrotte, sitzt gewöhnlich ein javanischer Wächter auf seiner Strohmatten, dessen Aeusseres ganz mit der einsamen Naturscene übereinstimmt.

N a h r u n g.

Die Javaner sind ausserordentlich mässig im Essen und Trinken. — Reiss ist ihr vornehmstes Nahrungsmittel, wovon gewöhnlich eine erwachsene Person täglich $\frac{5}{4}$ Pfund isst. Der Reiss wird blos in Wasser gekocht, und in einem Korb für die Mahlzeiten des Tages aufbewahrt. Dazu werden Fischchen, oder getrocknetes Büffelfleisch (*Dingding* genannt), oder einfache Gemüse, Blätter, Wurzeln u. dgl. gegessen. — Oft musste ich ihre Wohnungen verlassen, wenn sie *Petteh* (Stinkbohnen) assen, welche sie für eine köstliche Speise halten, deren Geruch aber im höchsten Grade widerlich und beynahe unerträglich ist.

Die unreife *Mangah* (*mangifera indica*), welche, in Salzwasser eingelegt, beynahe den Geschmack von Oliven hat, *Pisang-Früchte*, *Jam Jam* (eine Art Erdäpfel), *Jagon* (Mais) u. s. w. werden von den Javanern sehr geliebt. — Sie haben eine Art Ragoût, *Kerrie* genannt, welcher mit *Curcuma* und Pfeffer sehr stark gewürzt ist. Es ist für einen neu angekommenen Europäer beynahe unmöglich, von dieser Speise zu essen, denn sie brennt wie Feuer in dem Magen. Blos nach und nach und wenn man viel Reiss dazu isst, gewöhnt man sich daran und befindet sich wohl dabey.

Es giebt viele Europäer, welche die javanische Küche der europäischen vorziehen, und viel gesunder bleiben als andere, die *Fleischspeisen* essen und dadurch den, wegen der immerwährenden Hitze und Ausdünstung des Körpers, geschwächten Verdauungs-Werkzeugen ihre Verriehung erschweren oder unmöglich machen. — Nichts ist in der That besser, als wenn man in fremden Ländern, in Hinsicht der Nahrung und Kleidung, die Art der Landesbewohner befolgt, da ihnen die Natur selbst anweist, was in Betreff dieser Bedürfnisse sich am besten für sie eignet.

Die javanischen Frauen naschen sehr gerne, und wenn sie einander besuchen, so wird allen Mitteln und Kräften aufgeboten, um recht viele Arten *Kweh Kweh* (Naschwerk) aufzuzischen zu können. Es giebt alte Weiber, die einigemal des Tages von Haus zu Haus mit diesen Waaren herumziehen und überall gerne eingelassen werden, weil sie sehr dienstfertig sind, und oft sehr gewandt das Amt von Liebesboten mit ihrem Handelsstande zu vereinigen wissen. Wer gerne etwas Neues weiss, oder begierig ist in Familien-Geheimnisse einzudringen, wer Intriguen auszuführen sucht, muss sich nur diesen erfahrenen Unterhändlerinnen anvertrauen, wenn er einen glücklichen Erfolg wünscht.

G e t r ä n k e.

Die gewöhnlichen Getränke der Javaner sind: Brunnen- und Kaffeewasser. — Das Wasser der Kokosnüsse und der Saft des Sagobaums werden seltener getrunken, besonders weil letzteres eine eigene Bereitung erfordert, und nicht immer zu haben ist. — Ein besonderes Getränk, von den Holländern *Sagowcer* genannt, besteht aus dem Saft des Sagobaums in gährendem Zustande nebst einigen andern Ingredienzen; es kühlt und hat beynahe den Geschmack von Apfelmast. In Menge getrunken, ist es berauschend. — Unter der arbeitenden Klasse giebt es viele, die gerne Arak oder Branntwein trinken und bey ihren Herren so lange und so jämmerlich über *Sackit pruth* (Leibesschmerzen) klagen, bis sie sich ihrer erbarmen und ihnen ein Gläschen einschenken.

Viele vornehme Javaner machen sich (wie ich schon früher erwähnte) kein Gewissen, Wein und Liqueurs in Gesellschaft von Europäern zu trinken; — und wenn keine Personen von entgegen gesetzter Denkungsart gegenwärtig sind, vor denen sie etwa Scheu haben müssen, so werden sie nicht leicht einem geübten Trinker weichen. Sie gebehren sich so possirlich, wenn sie betrunken sind, dass man sich der lustigen Szenen wegen, die hieraus entstehen, oft alle Mühe giebt, sie so weit zu bringen. — Man bringt zu diesem Ende, (was ohnedem bey den Europäern in Indien gebräuchlich ist) häufige Gesundheitsen auf das Wohl der königlichen Familie, der Minister und Standespersonen aus, und macht den Javanern begreiflich, dass bey jedem Toast das volle Glas ausgetrunken werden müsse, um die genannten hohen Personen nicht zu beleidigen. — Viele wollen bloss Weintrinker scheinen und haben eine Flasche voll gelben Thee, von der Farbe des Maderaweins, vor sich stehen. Dass diese nüchtern bleiben, lässt sich begreifen, nicht aber, wie sie gerne oft das Gegentheil scheinen möchten.

S c h l a f - u n d B e t t s t e l l e n.

Die Schlafzimmer der vornehmen Javaner sind sehr warm und dunkel. Die Wände werden mit farbigem Zeug behangen und der Fussboden mit Teppichen oder Strohmatten belegt. Das Geräthe besteht gewöhnlich in einem Tische und ein paar Bambus - Stühlen. Es ist selten, dass man Spiegel oder andere Verzierungen darin findet. Der Geruch in diesen Gemächern ist oft sehr unangenehm, einerseits weil in denselben immer Bettel gekaut wird, anderseits wegen der starken Ausdünstung der Lampen, die beinahe Tag und Nacht hindurch brennen. Ueberdiess hat das *Minjak Katijang* *), welches am häufigsten gebrannt wird, einen übeln Geruch. Die Lampen sind gewöhnlich ausgehöhlte, kleine Kokosnüsse, irdene oder eiserne Becken u. dgl., die selten oder nie rein gemacht werden.

Der vermögende Javaner hat eine *Balie Balie* (hölzere Bettstelle) mit *Tikar's* (Strohmatten) und *Bantal's* (Kissen) versehen, und rings um dieselbe doppelte farbige Vorhänge. Der Gemeine hat bloss eine Strohmatten, höchstens ein Kopfkissen, und schlägt sein Lager auf, wo es ihm gefäl-

*) Bohnen-Oel.

lig ist: auf Holz, Stein, oder Erde; es ist ihm gleich, wenn er nur ruhen kann. Die Kinder liegen entweder bei ihren Eltern, allein, oder wenn sie noch sehr jung sind, in einer Art Hängmatte, an welcher eine Schnur befestigt ist, um das Kind von Zeit zu Zeit schaukeln zu können.

K l e i d u n g d e r M ä n n e r .

Die Kleidung der vornehmen Javaner ist sehr kostbar, und oft so ausgeschmückt und mit Verzierungen aller Art besetzt, dass ein erst angekommener Europäer dieselben für Theater-Fürsten ansehen würde.

Der Javaner trägt lange, schwarze Haare, die mit Kokosöl glänzend gemacht, hinten auf dem Kopf zusammen geflochten und mit einem farbigen Tuche auf eine zierliche Weise, beynahe in der Form eines Turbaus, bedeckt werden.

Der Vornehme trägt eine Jacke von Sammet, Gold-, Silber- oder Seidenstoff, mit Gold- oder Silber-Tressen besetzt und reich gesteckt. An derselben befinden sich 48 goldene Knöpfe, denn diese ist bei ihnen eine heilige Zahl, wie auch 9. — Der Vordertheil dieser Jacke ist meistens gelb oder roth gefüttert; dieses sind ihre Lieblingsfarben, und werden, wo es nur möglich ist, auf ihren Kleidungsstücken angebracht.

Sie tragen keine Hemden, sondern bloß weisse Unterwesten ohne Kragen, je nach ihren Vermögens-Umständen mit 48 diamantenen, achatenen oder andern Knöpfen versehen. — Ihre Beinkleider sind gewöhnlich von dem nämlichen Stoff, wie ihre Jacken, und auf den Nähten mit breiten Gold- oder Silber-Tressen besetzt. — Nebst diesen tragen sie oft, besonders zur Gemächlichkeit, ein weites, seidenes oder baumwollenes Kleid, *Sarong* genannt, das von dem Gürtel bis an die Füße reicht, und eine sehr angenehme und kühle Bedeckung ausmacht. — Sie tragen Schuhe, Pantoffeln, mit und ohne lange Schnäbel, selten Stiefel.

In einigen Gegenden *Java's* trägt der *Radeen* (Edelmann) als Zeichen seines Ranges einen Gürtel von handbreiten Goldborten, vornen mit einem massiven goldenen, oft mit Edelsteinen besetzten Schlosse.

Ihre Waffen sind ausserordentlich kostbar, und nichts ist ihnen heiliger als diese. Sie heissen: *Kris* (Dolch) mit gerader oder schlangenförmiger Klinge. — *Badeh* (Dolch) mit gerader Klinge und gebogenem Griff. — *Gollok*, *Klewang*, *Tjondreh*, eine Art Hirschfänger. — *Wadung* (ein breites kurzes Messer), welches sie am Hofe tragen müssen.

Die Dolche werden bald auf der rechten, bald auf der linken Seite im Gürtel, aus Ehrfurcht aber auf dem Rücken getragen. Es giebt Dolche, die einige tausend Piaster werth sind, und wovon die Klingen allein 200 bis 300 Gulden kosten. Um dieses zu erklären, muss ich bemerken, dass die Scheiden solcher Dolche von Gold, mit Diamanten oder Rubinen besetzt sind. Die

Klingen sind damascirt, und erhalten ihren höhern oder geringern Werth nach den darauf befindlichen Figuren und Zügen, bey den Javanern *Pamor* genannt. Die Priester geben eine Auslegung davon, überdies kennt beynahe jeder Javaner dieses *Pamor*, und macht sich damit eine Art Prognosticon. Waffen, woran diese Zeichen ihnen ungünstig erscheinen, würden sie um keinen Preis im Gürtel tragen.

Jedes *Pussak* (Andenken) wird gewissenhaft von ihnen aufbewahrt; nichts aber ist in ihren Augen heiliger, als eine alte, von ihren Vorältern geerbte Waffe. Derjenige, welcher dieselbe auf die eine oder andre Art veräussert, wird gleichsam als ein Abtrünniger betrachtet.

Der Javaner aus dem Mittelstand, sowohl in Ansehung seiner Geburt, als seines Ranges, unterscheidet sich merklich von den Vornehmen durch seine Kleidung und durch seine Waffen. Der Kopfsputz ist bey ihm nicht so elegant, der Stoff seiner Kleider nicht so köstlich, und er trägt statt den Gold- oder Silberborten bloß baumwollene rothe und gelbe Tressen. — Gewöhnlich hat er statt der Jacke eine *Kabaya* (eine Art Schlafrock) von leichtem farbigem Zeug und verschiedener Länge. Er trägt selten Beinkleider und keine Schuhe. Oft geht er nackt bis an den Gürtel und hat bloß den leichten Sarong zur Bedeckung. Seine Waffen sind meistens ohne Verzierung und einfach gearbeitet.

Der arme Javaner hat gewöhnlich bloß einen groben Sarong um den Leib, oder geht ganz nackt, bis auf eine Art Suspensoire.

K l e i d u n g d e r F r a u e n .

Der Kopfsputz der Javanerinnen gleicht dem der Unterwaldnerinnen in der Schweiz. Statt wie diese die Haarflechten hinten auf dem Kopfe mit einer grossen Nadel befestigen, verzieren sie dieselben mit mehrern kleinen, *Toessuk Kondoh* genannt, welche sie in entgegengesetzter Richtung hineinstecken, dass sie einen Kranz bilden. Diese Nadeln sind oft von sehr grossem Werthe, indem sie bey den Reichen mit Edelsteinen besetzt sind. — Die Frauen tragen oft, besonders wenn sie aus dem Bade kommen, ihre langen schwarzen Haare aufgelöst, welches ihnen sehr gut lässt. Die Schönheit ihrer Haare besteht in der ausserordentlichen Schwärze und Länge; sie sind aber so grob, dass der geschickteste Haarkünstler seine Kunst vergeblich daran versuchen würde.

Wohlriechende Blumen, die *Tjambacca* (*michelia champaca*), *Melattie*, *Rampoh* u. a., womit sie dem Kokosöl einen aromatischen Geruch geben, oder die Haare mit denselben durchflechten, werden auch in ihre Kleider gelegt und erfüllen ihre Umgebungen mit Wohlgeruch.

Die Ohrenverzierungen der Frauen, welche ich sah, waren verschieden. Am häufigsten tragen sie *Krabah's*, die in Gestalt eines Röschens von edeln oder falschen Steinen an den Ohrläppchen befestigt sind und auf dessen Rückseite zugeschraubt werden. — Die *Rongin's* (Tanz-

mädchen) und viele Frauen im östlichen Theil der Insel tragen Ohrengänge. — Viele, besonders die von der Insel *Baly* (klein Java), oder welche von derselben herstammen, haben die Ohren sehr weit aufgeschlitzt, und durch die schweren Verzierungen, die sie gewöhnlich in der weiten Oeffnung tragen, um die Hälfte verlängert.

Der schon beschriebene lange, weite Sarong reicht ihnen von den Füßen bis unter die Arme oder an die Brust, welche alsdann mit einem Tuche oder Mieder bedeckt ist. — Mit aller möglichen Anmuth und Coquetterie tragen sie eine lange farbige Schärpe (*Selindang*), und geben ihr bald diese bald jene Form und Richtung, indem sie dieselbe im Gehen zwischen Daumen und Zeigefinger anfassen und nachlässig bald zurück auf den Nacken, bald auf den Busen werfen. — Auch sie tragen eine *Kabaya*, gewöhnlich von feinem farbigem Zitz, welche vornen offen, an der Brust aber mit einer Nadel geschlossen ist. — Viele, besonders Slavinnen und Tanzmädchen, tragen um den Leib ein massives goldenes oder silbernes Band *) mit Gelenken und einem Schloss vom nämlichen Metall; andere einen Gürtel mit Gold oder Silber gestickt; — welches sich bey ihrem gewöhnlich schönen Wuchse sehr gut ausnimmt. — Bräute und Tänzerinnen von Vornehmen tragen oft schwere goldene Armspangen. — Sie haben keine Schuhe, wohl aber Pantoffeln wie die Chineserinnen, wovon der obere Theil von rothem Sammet mit Gold gestickt ist.

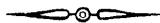
Arme Frauen besitzen natürlicher Weise keinen einzigen dieser erwähnten Gegenstände des Luxus. Ihre kümmerliche Lage lässt sie an keinen ausgesuchten Anzug denken, und die Nothwendigkeit ihre natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, raubt ihnen das selige Vergnügen, gleich den Weibern der Vornehmen, ihre Reitze durch äussern Schmuck zu erhöhen und in die Augen fallender zu machen. Ihr ganzer Kleidervorrath besteht oft in einem alten, kurzen Sarong, der kaum bis an die Hüfte reicht und um dem Windzug zu wehren, mit alten Lappen besetzt ist.

K l e i d u n g d e r K i n d e r .

Die Kinder, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, laufen meistens nackt bis in's sechste und siebente Jahr, die der armen Klasse, besonders in den Berggegenden, noch länger. — Vielen werden die Haare öfters abgeschoren und blos büschelweise bey den Ohren und vornen und hinten am Kopfe stehen gelassen. Die Mädchen werden frühzeitig an das Tragen von Krabuh's (Ohringe) gewöhnt. An den Armen und um die Knöchel der Füße tragen sie Spangen, woran kleine Schellen befestigt sind. — Auf der Brust hängt gewöhnlich ein *Tjimath* (Talisman), bestehend aus geheimnissvollen Sprüchen des Korans, einem in Silber, in Gestalt eines Halbmondes, gefassten Tigerzahn, Tigerklauen u. dgl., um das junge Geschöpf gegen alle körperlosen und lebendigen Feinde zu vertheidigen. — Bey Festlichkeiten werden die Kinder nach dem Stand und Vermögen der Eltern gekleidet und mit aller Sorgfalt wie Puppen aufgeschmückt.

*) Ikat pingang.

M u s i k.



V o k a l m u s i k.

Die Gesänge der Javaner sind eintönig und schwermüthig. Sie handeln von den Helden und ihren Thaten, von Fabeln und *Tjeritah's* (Geschichten) aus dem gemeinen Leben. Bey weitem die zahlreichsten und vorzüglichsten sind der Liebe geweiht. Erwiderte und verschmähte Liebe, Hoffnung und Verzweiflung, Vertrauen und Eifersucht, alles wird darin in einer sinnreichen Bildersprache ausgedrückt.

Es giebt Javanerinnen, die eine sehr sanfte melodische Stimme haben, die aber, durch ihre alterthümlichen Singstücke sehr beschränkt, zu wenig entwickelt wird. Was sie in dieser Hinsicht leisten könnten, beweisen die bey europäischen Familien dienenden Slavinnen, welche ich einigemal französische und andere Lieder mit der grössten Anmuth singen hörte.

Um meinen geehrten Lesern die Art ihrer Poesie und ihrer Metaphern anschaulicher zu machen, füge ich hier einige Singstücke bey, wovon jedes aus einer einzigen Strophe besteht.

J a v a n ' s c h e V o l k s l i e d e r.

Malay'sch.

Burong perit, terchang ka benteng dupa
 Dupa kembaya tjaya, langit miring,
 Kie jamat datang, djikalo njaï naëk
 Panganten, djangan lupah kapada saya.

Uebersetzung.

Ein kleines Vögelchen fliegt nach dem Luftschlosse
 Die Wolken sind wie ein gefärbtes Kleid und ruh'n.
 Wenn du, o Mädchen! Braut wirst,
 Must du mich nicht vergessen.

Jubur, jubur, sapingan duah
 Kaën geras pamungkos temuh,
 Satuh kubur, kita ber duah
 Dalem akerad, saya bertemuh.

Uebersetzung.

Ein Schüsselchen mit gekochtem Reiss,
 Ein weisses Kleid, dichtgeknöpft,
 Ein Grab für uns Beyde,
 Im Himmel seh'n wir uns wieder.

Bergjavanisch.

Ngala renghas ka limbangan
Buanja sarangei hideng,
Njai kuning ulah rewas angangan
Djau, diket di petineng.

Uebersetzung.

Ich suche Renghas Holz zu Limbangan,
An dem Ast sind schwarze Früchten;
Gelbes Mädchen! sey nicht traurig,
Wo ich auch bin, werde ich an dich denken.

Malay'sch.

Darie mana Njai, datangjah lintah?
Darie sawa turun di kalie,
Darie mana Njai, datangjah tjinta?
Darie mata, turun di hatie.

Uebersetzung.

Mädchen! woher kommen doch die Würmer?
„Sie geh'n aus dem Reissfeld nach dem Bächlein.“
Mädchen! woher kommt doch die Liebe?
„Sie sinkt aus den Augen in das Herz.“

Apah gunoh? bermine mata
Kaluh tida dengen suguniah!

wird oft als Recitativ gebraucht und heisst:

Was hilft es? mit den Augen zärtlich thun,
Wenn es einem doch nicht ernst ist!

I n s t r u m e n t a l - M u s i k.

Die gewöhnlichsten musikalischen Instrumente der Javaner heissen:

1) *Rabab*, eine Art Geige, mit drey Saiten bespannt, die meistens schlecht gespielt wird und mit schneidenden Tönen unbarmherzig das Trommelfell erschüttert. *)

*) Diese Geige ist ein Diminutiv von der persischen *Udb*. Viele Reisende und Gelehrte haben die javanische Musik und Instrumente mit den persischen verglichen; unter andern J. van Ipern in seinem *Begin der javanische Historie* p. 164 1. Thl., und Kaempfer in den *amoenitates exoticae* u. s. w.

2) *Suling*, die Flöte, oder das Flageolet, worauf sie melancholische Arien ihrer eigenen Composition spielen.

3) *Garinding*, die Maultrommel, welche sehr artig von Bambusrohr gemacht wird. Das Rohr ist ungefähr $\frac{5}{4}$ Fuss lang, überall gleich dick und hat gewöhnlich zwey Zoll Diameter. Eine Abbildung davon wird man im dritten Heft finden. Zu diesem gehört noch eine kleine Maschine (Klappe) von dem nemlichen Holz, welche an die Lippen gedrückt wird und vermittelt eines darin angebrachten Züngleins Töne von sich giebt.

4) *Gong*. Ein Kessel von Metall, welcher hängend mit einem hölzernen, mit Leinwand umwundenen Hammer geschlagen wird.

5) *Kattug*. Kleinere Kessel von der nämlichen Materie, die mit einem Deckel versehen auf niedrigen hölzernen Gerüsten stehen und mit zwey Hämmern geschlagen werden.

6) *Gendang*. Eine längliche Trommel, welche der sitzende Musikus auf seinem Schoosse hält und auf beyde Seiten mit den Händen schlägt.

7) Das *Gemblangspiel*. Wenn es vollständig ist, so enthält es sehr viele Arten von Instrumenten und ist ein zusammengesetztes Musikchor. Unter andern liegen auf kleinen Gerüsten und Kästen, welche Resonanzböden vorstellen müssen, metallene Zungen (Platten), in der Form eines Klaviers. Jede Platte hat einen eigenen Ton und wird mit einem hölzernen Hämmerchen geschlagen. Dieses Spiel ist sehr harmonisch. Die langsamen melodischen Töne treffen Ohr und Herz und versetzen den Zuhörer in eine süsse Schwermuth. Der dumpfe Klang des Gongs (grossen metallenen Kessels) macht die Pausen im Spiel, oder unterbricht dasselbe. Ein vollständiges Gemblangspiel kostet oft 1000 bis 1500 Gulden.

8) Das *Anklongspiel* wird ebenfalls durch verschiedene Personen ausgeführt. Ihr Costum ist so einfach und doch grotesk, die Instrumente sind so seltsam verfertigt, mit Federn und allerhand buntem Zeug aufgeschmückt, dass ich wirklich glaube, dieses sey ein Nationalspiel aus den Tagen der Kindheit des javanischen Volkes. Die Musikanten machen während sie singen und spielen einen Rundetanz unter allerhand sonderbaren Geberden und Verdrehungen des Leibes.

Die *Pantons* (Minnesänger) haben eine Art Guitarre, die sehr elend gemacht und deren Spiel, auch wenn es mit Gesang begleitet wird, eine wahre Einladung zum schlafen ist.

Sehr viele Javaner spielen auf europäischen Instrumenten, kennen die Noten gut und haben ein sehr richtiges musikalisches Gehör. Man gebraucht dieselben gewöhnlich bey Tanz-Parteyen und viele reiche Herren haben ein ganzes javanisches Musikchor in ihren Diensten. Das zahlreichste hatte während meiner Anwesenheit auf Java ein portugiesischer Kreole, *Jantje Michiels* genannt, welcher grosse Reichthümer besitzt und sein Geld oft auf eine launenhafte Art verschwendet.



Lustbarkeiten der Javaner.

Die genaue Bekanntschaft, welche ich auf meinen fernen Reisen mit fremden Völkern machte, die ununterbrochene Mühe, die ich mir gab, ihren eigenthümlichen Charakter zu studieren, und Vergleichen, geschöpft aus den verschiedenen Situationen des menschlichen Lebens, über denselben anzustellen, brachten mich zur festen Ueberzeugung, dass man aus den Spielen und Belustigungen eines Volkes gar viel auf die allgemeine Denkungsart desselben schliessen könne.

Liebe, in verschiedenen Gradationen, ist bey den Bewohnern des Orients der Hauptgegenstand ihrer Gesänge, Spiele und Tänze; Liebe ist die Triebfeder zu hohen oder niedrigen, zu edeln oder unedeln Thaten. Von daher scheint ihr Hang zur Schwermuth zu entspringen, welche bey denen zur Indolenz ausartet, die, unwiderstehlich durch einen Gegenstand gefesselt, nicht vermögend sind sich dem engen Zauberkreise, den derselbe um sie zieht, zu entreissen und sich selbstständig zu machen. In wie ferne diese allgemeine Beobachtung auf den Javaner anwendbar sey, wird der Leser aus diesen Skizzen, besonders aus dem Inhalt der Gesänge, selbst bemerken können.

Die bekanntesten Spiele der Javaner sind:

1) Der *Wayangkuliet* (ombres chinoises). Aus der Haut des Büffels werden allerhand Figuren geschnitten, von denen die menschlichen gewöhnlich Affen- oder andere abscheuliche Gesichter haben, wahrscheinlich aus der Ursache, weil die Mahometaner keine Abbildungen von Menschen machen dürfen. Diese Figuren werden an Fäden hinter einer Wand von geöltem Papier oder dünner Leinwand hin und her gezogen. Während ein Acteur ebenfalls hinter dem Schirme deklamirt, wird mit dem Kattug oder dem Gemblang ganz leise Musik gemacht. Die Javaner besuchen dieses Spiel sehr gerne, besonders wenn es von Chinesen, die dasselbe besser anordnen und ausführen, gespielt wird.

2) *Toppeng*, Maskenspiel. Der Acteur, oft nur einer, der unter lächerlichen Geberden und Verdrehungen des Leibes seine Rollen deklamirt, trägt eine hölzerne Maske mit einer ungeheuern Nase. Das Stück, welches vorgestellt wird, ist meistens verliebten und komischen Inhalts.

3) *Ronginspiel*. Siehe erstes Heft, *Rongin*, *Tanzmädchen*.

4) *Hahnengefachte* werden von den Javanern leidenschaftlich geliebt und sie geben sich alle mögliche Mühe, einen Athleten für seine künftige gefahrvolle Laufbahn zu erziehen. Freylich begreift man wohl, dass auch die Natur das Ihrige beytragen muss, denn sogar unter uns Menschen ist nicht jeder zum Helden geschaffen. Wenn der junge zum Kampf bestimmte Hahn eine gute, nervige Gestalt und starke Spornen hat, so wird er wohl gefüttert und täglich einigemal von seinem Meister gegen andere Hähne zum Gefecht angehetzt, wobey er denselben festhält und ihn bey jedem Anfall zurückzieht; dadurch macht er ihn je länger desto wüthender. Um seine Tapferkeit und Verwegenheit zu vermehren, bläst er ihm Opiumrauch um den Kopf, damit er berauscht und tollkühn seinen Gegner so lang angreife, bis er sterbensmüde auf dem Kampfplatz niedersinkt.

Dieses an sich unschuldige Spiel wird für die Sitten der Javaner sehr verderblich durch die grossen Wetten, welche dabey nach englischer Art statt finden. Wenn man überdies erwägt, dass oft Streitigkeiten daraus entstehen, welche wegen dem hitzigen, diesem Volk eigenen Temperament, gewöhnlich gefährlich werden, so kann man den Gesetzgeber nicht genug preisen, der seine Aufmerksamkeit zum Wohl seiner indischen Unterthanen auf diesen so lange nicht beobachteten Gegenstand ausdehnte. Die angegebene Schädlichkeit dieses Spiels ist so handgreiflich und die Nützlichkeit des Verbots dagegen so einleuchtend, dass die meisten Oberhäupter, die direct unter dem niederländischen Gouvernement stehen, alles Mögliche anwenden, um dasselbe auszurotten.

Im Jahr 1827 war ich selbst Zeuge eines Auftritts, der den gültigsten Beweis dafür liefert. Der Regent von *Tjanjor* (dem Hauptort der Residenz [Provinz] *Preanger Regentschappen*), *Pra Wira di Redja*, hatte einen Sohn, *Tommongong Wira Nagara* genannt, der als der älteste seiner zahlreichen männlichen Erben zu seinem Nachfolger bestimmt war. Durch den Umgang mit Europäern, hauptsächlich aber in der zu *Tjanjor* durch den Residenten R. van der Capellen errichteten Schule, erhielt der junge Mann eine gewisse Bildung. Er zeigte viele Thätigkeit und berechtigte zur schönen Hoffnung, einst seinen Vater, einen sehr eifrigen, geschickten Beamten, würdig zu ersetzen. — Man muss den ausserordentlichen Einfluss eines Regenten auf die ihm untergebenen Javaner kennen, um zu begreifen, wie wichtig und nothwendig es für das Gouvernement seye, der herrschenden Vorliebe der Javaner für ihre alten Dynastien und Herrscherordnungen Rechnung zu tragen, dabey aber immer einen geschickten und tauglichen Mann an eine so wichtige Stelle zu setzen.

Der erwähnte *Tommongong* vereitelte die Absicht der Regierung und die frohen Erwartungen seines Vaters. Aus seinem Eifer und ruhmvollen Bestreben, sich die nöthigen Eigenschaften eines Oberhauptes zu erwerben, verfiel er plötzlich in eine so auffallende Indolenz, dass er sogar zu den geringfügigsten Arbeiten untauglich wurde. — Vorstellungen verschiedener Art, die ihm von mehreren Seiten her gemacht wurden, fruchteten nichts; der Funke des Ehrgeitzes war erloschen. Sein Vater, der ihm auf alle mögliche Art nachspürte, entdeckte endlich eine der Hauptursachen der moralischen Umwandlung seines Sohnes. Der *Tommongong* hatte seine eigene Haushaltung und wohnte nicht bey seinen Eltern. Gewöhnlich sass er bey seinem Hause, auf einem abgelegenen Platz, im Kreise halbnackter Unterthanen und führte die kampfbegierigen Hähne in's blutige Treffen. Wie und wo er frische Truppen zur Ergänzung dieser Armee bekommen konnte, war ihm gleichviel und er dachte nicht, wie schmerzlich es einem armen Mann fallen möge, für die Launen seines reichen Gebieters einen schönen Hahn, oft ein grosser Theil seiner Habe, unentgeltlich hergeben zu müssen.

Er war in einer solchen löblichen Beschäftigung, da ihn sein Vater antraf. Der Zorn des alten Mannes war schrecklich; er ergriff seinen Sohn bey den Haaren, warf ihn zu Boden, überhäufte ihn mit bitteren Vorwürfen, nahm ihm alle Geschenke, die er ihm früher aus Liebe und zur Belohnung seines Eifers gemacht hatte, und verbot ihm das väterliche Haus für immer. — Die Bedienten des Schuldigen wurden verhaftet und als Theilnehmer mit Stockschlägen bestraft. Erst nach langen Bemühungen glückte es endlich dem Residenten *P. le Clercq*, den Vater einigermaßen mit dem Reue zeigenden Sohne auszusöhnen.

5) *Grillengefecht*. Dieses ist ein so lächerliches kindisches Spiel, dass man kaum begreifen kann, wie es möglich sey, dass erwachsene Personen Freude daran haben. Ich meinerseits glaube, dass bloß die ruhige, einförmige Lebensweise Beschäftigungen dieser Art zu erzeugen vermöge. — In einem etwa zwey Schuh langen Rohr von Bambus, auf dessen Oberfläche einige lange Einschnitte in's Innere zu blicken gestatten, befinden sich zwey, oft mehrere Grillen, welche mit Strohhalmen oder kleinen Stäbchen zum Kampfe gegen einander angespornt werden. — Auch dabey finden Wetten statt, und der Besitzer des siegenden Thierchens ermangelt nicht, sehr stolz damit zu thun und die Abstammung und den Lebenslauf desselben bekannt zu machen.

Tigergefechte finden gegenwärtig selten und meistens bloss in den sogenannten *Vorstenlanden* statt. Gewöhnlich lässt man den Tiger mit einem Büffel fechten, wobey der erstere ungeachtet seines Grimmes und seiner listigen Gewandtheit immer unterliegen muss. Die Hörner des Büffels werden zugespitzt, und ihm auch in Ansehung des Kampfplatzes solche Vortheile eingeräumt, dass sein Gegner ihn wohl verwunden, aber nicht tödten und besiegen kann. — Dieses grausame Schauspiel verliert das Interesse, weil man immer zum voraus den Ausgang desselben kennt, und erweckt in empfindsamen Herzen das peinliche Gefühl der Unterdrückung, man vergisst den Charakter des Schlachtopfers und wird ungehalten gegen die Peiniger desselben.

Die *Jagd* ist eine Lieblings-Beschäftigung der vermögenden Javaner. Vor allen Arten dieses Vergnügens zeichnet sich die Parforce-Jagd auf Hirschen aus. Nur geschickte und kühne Reiter können dieselbe mitmachen. Die wilden Pferde (gewöhnlich von einer grossen Bastard-Race) sind, wenn sie schon ein paarmal dabey gebraucht wurden, beynahe nicht zu bändigen und rennen unaufhaltsam, über sumpfiges oder unebenes Gelände, durch Wälder und Gebüsch. Der Jäger reitet ohne Sattel, bewaffnet mit einem kurzen Schwert (Gollok), womit er sehr behend seine Streiche führt und den Hirsch im vollen Gallop niederhaut. — Jeder Prinz oder Regent hat eine grössere oder kleinere Anzahl dieser Jäger (*Pamattang's* genannt), welche bey vorkommenden Gelegenheiten auch Kriegsdienste thun, und, besser bewaffnet, von grossem Nutzen seyn könnten. Einige Javaner jagen mit Schiessgewehr zu Pferd, sind sehr geschickt und trotzen selbst im hohen Alter noch den mannigfaltigen Beschwerlichkeiten dieser Beschäftigung.

Die *Fischerey* ist bey den Javanern ebensowohl ein beträchtlicher Nahrungsweig, als ein Gegenstand des grössten Vergnügens. — Grosse Schaaren begleiten die Regenten, wenn sie sich nach den Flüssen begeben, um die jährlichen Fischereyen anzufangen. Das Bett eines Stromes wird in Eile abgedämmt und jeder noch so kleine Ausgang sorgfältig verschlossen. Nur ein kleiner Theil der Wasser-Bewohner entgeht der allgemeinen Behendigkeit; denn allem möglichen wird aufgeboten, um die Zufriedenheit des Oberhauptes zu erwerben. — Eine solche Lustbarkeit währet mehrere Tage lang, in welcher Zeit eine ungeheure Menge Fische gefangen wird. Am Ufer werden Hütten errichtet, die Fische gereinigt und ganz oder Stückweise zum Trocknen aufgehängt. In der Regenzeit, oder wenn sonst die Reissfelder unter Wasser stehen, wird mit Körben in denselben gefischt und viele Garenen und kleine Fische gefangen, welche als Zuspeise zu dem gekochten Reiss von den Javanern vorzüglich geliebt werden. An den Küsten wird ein beträchtlicher Fischhandel getrieben und viele wohlversehene Märkte, welche meistens an Chinesen verpachtet sind, dienen zum vollen Beweis, wie sehr die Insel auch in dieser Hinsicht von der Natur gesegnet sey.

Die Javaner finden ferner ein besonderes Vergnügen darin, mit Blasrohren Jagd auf kleine Vögelchen zu machen, welche sie mit Kügelchen oder kleinen Pfeilen von Bambus, an einer Seite mit Baumwolle (anstatt Schwingen) umwunden, sehr gut zu treffen wissen. Das kleinste Vögelchen entgeht ihnen nicht, selbst in ziemlich grosser Entfernung, und sie könnten sogar im Kriege damit gefährlich werden, wenn sie sich, wie die *Dayakers* auf *Borneo*, kleiner vergifteter Pfeile bedienen würden.

Ausser diesen erwähnten Belustigungen giebt es noch sehr viele, welche nicht allgemein und bloss in gewissen Gegenden üblich sind. Die Anzahl der Blätter, auf welche ich mich bey jedem Heft beschränke, verpflichtet mich, diesen Gegenstand zu verlassen und zu einem andern überzugehen.

G e b r ä u c h e.

Die Javaner haben so viele eigenthümliche und höchst seltsame Gebräuche, dass ich einige davon ausheben will, überzeugt, für manchen Leser einen völlig unbekanntem und unterhaltenden Artikel zu liefern, der Stoff genug enthält, Betrachtungen aller Art darüber anzustellen.

Der Gegensatz unserer Sitten, Gebräuche und im Allgemeinen unserer Lebensansichten gegen die der Indianer ist so gross, dass man im Umgang mit diesen oft in Verlegenheit kommt, selbst da, wo man nach unsern Begriffen sehr wohl und anständig zu handeln glaubt.

Ein seltsamer Gebrauch ist das Abfeilen der Zähne. Beynahe in allen Gegenden von *Java* werden mannbar Mädchen, oft auch wenn sie schon verheirathet sind, die Zähne ein wenig und der Email derselben ganz abgefeilt. Gewöhnlich sind es die schon erwähnten *Neneh Dukun's*, welche diese Operation vornehmen; doch sah ich Mädchen, welche mit einem Steine ihre Zähne selbst abfeilten. Viele Männer und Frauen betrachten es als eine ausserordentliche Schönheit, den Email ihrer Zähne abzufeilen und sie theils mit gebrannten Kokosnussschalen, theils mit andern Ingredienzen auf eine unauslöschliche Art schwarz zu färben. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem lieblichen Munde machen, wenn man sich denselben nebst diesem mit Betel *) angefüllt und Zunge und Lippen blutroth gefärbt vorstellt. Viele hängen den Tabak halb zum Mund hinaus und reiben sich von Zeit zu Zeit die Lippen und Zähne damit ab.

Die meisten Javaner halten es für eine grosse Unanständigkeit, mit einem Europäer oder Vornehmen zu sprechen, ohne vorher Betel gekaut zu haben. Die Ursache davon mag unter anderm darin liegen, dass ihr Athem im Allgemeinen einen widerlichen Geruch hat, wenn sie nüchtern sind, oder gewisse Speisen genossen haben.

*) Betel, auf *Java Sirie* genannt, besteht aus verschiedenen Ingredienzen. Ein kleines Stück von der *Areca-Nuss* (*pinang*), *terra japonica*, ein wenig ungelöschter Kalk und Tabak werden in das aromatische Sirieblatt eingewickelt und so in den Mund gelegt.

Die Kreolinen und auch Javanerinnen, die bey Europäern wohnen und keinen Betel kauen, bedienen sich gewöhnlich der Cardamomen. Bey einigen indischen Völkern gehört es zu den übrigen Formalitäten einer Liebeserklärung, gekauten Betel mit der geliebten Person, beynahe wie bey uns die Ringe, zu wechseln.

Viele Javaner und Javanerinnen färben die Nägel, und besonders die erstern lassen gewöhnlich die des Daumens und kleinen Fingers der rechten Hand zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen. Vor Schlafengehen wird der lange Nagel mit Oel weich gemacht, in die Hand gebogen und durch ein Futteral sorgfältig vor Beschädigung gesichert. Diese Auswüchse dienen ihnen oft zum reinigen der Zähne, Ohren etc.

Die meisten Javaner schären sich den Bart nicht ab, sondern reissen sich denselben mit einer kleinen Zange aus, welche sie zu diesem Zwecke an einem Tuch befestigen, das gewöhnlich über ihre Schultern hängt. Viele, besonders diejenigen, welche zum Clerus gehören, tragen an dem Kinn spitziige, sogenannte Ziegenbärte und halten es für eine Schönheit, an den im Gesicht befindlichen Warzen die Haare so lange wie möglich wachsen zu lassen.

Die weisslich-gelbe Farbe des Menschen wird auf *Java* für die schönste gehalten, und eine *Njai kuning* (ein gelbes Mädchen) allen andern vorgezogen. Auf diese folgen die Brunetten, welche *itam manis* (wörtlich übersetzt — süss schwarz) sind. Unter den Slavinnen, *Mussa's*, welche nur für Hausdienste gebraucht werden, findet man viele, welche eine sehr weisse Farbe und eine reizende Gestalt haben.

Noch will ich kürzlich die Begriffe anführen, welche sich die Javaner und einige andere indische Völker von den Sonnen- und Mondsverfinsterungen machen.

Obwohl einige Priester mit der Astronomie ein wenig bekannt sind, so scheinen dieselben entweder nicht geneigt, oder nicht geschickt, um das gemeine Volk zu unterrichten. Die angenommene Meinung in Betreff dieser Erscheinungen bleibt also wie bisher unveränderlich und fest gegründet. Das Volk glaubt, dass ein ungeheurer Drache diese Himmelskörper zu verschlingen suche und ein grosser Theil desselben erwartet mit bangem Herzen den Ausgang des kritischen Ereignisses. Wenn eine solche Verfinsterung eintritt, so läuft Jung und Alt zusammen und erhebt mit Trommeln, Hörnern und metallenen Kesseln (*Gongs* genannt) einen fürchterlichen Lärm, um, wie sie sagen, das Unthier zu vertreiben und von seinem Frasse abzuhalten. Der panische Schrecken ergreift oft selbst die innländischen Soldaten, so dass ich zu *Batavia* Augenzeuge war, wie einige dieser Helden sich sogar unter ihre Bettstellen verkrochen.



Gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche der Javaner.

Obwohl beynahe alle Javaner, wie ich schon früher erwähnte, dem Islamismus zugethan sind, so herrschen doch unter denselben viele Gebräuche, die aus den frühern Zeiten herkommen. Dieselben haben sich ungeachtet des fanatischen Eifers der arabischen Priester erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt *). Ueberall trifft man noch Spuren des frühern Gottesdienstes an, die wie andere Trümmer an die Vergangenheit und die alles zerstörende Zeit erinnern.

Mit Ehrfurcht besuchen sie noch die heiligen Oerter, wo ehemals im schauerlichen Dunkel riesenhafter Bäume die Bildnisse ihrer Götter aufgestellt waren. Noch giebt es, wie sie glauben, zahllose Geister, welche die Ufer der Flüsse, Gebirge und Urwälder bewohnen, die Menschen lieben, hassen, beschirmen oder verfolgen, je nach dem Charakter, welchen man denselben zuschreibt. Jahrhunderte werden vielleicht noch verfließen, ehe die Spuren des ehemaligen Kultus gänzlich von Java verschwunden sind. — Wenn man die Wurzeln eines mächtigen Baumes blos von der Oberfläche des Bodens vertilgt, so treiben dieselben desto mehr Zweige in der Erde und leben ungestört im Verborgenen fort.

Die Geburt eines Kindes wird fröhlich gefeyert; selbst bevor es zur Welt kommt, sucht der vergnügte Vater seine Dankbarkeit gegen das ewige Wesen durch eine öffentliche Lustbarkeit auszudrücken. — Die Beschneidung findet gewöhnlich statt zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr, und ist eines der vorzüglichsten Feste der Javaner. Um die Kosten öffentlicher Spiele leichter zu tragen und überhaupt die Ceremonien feyerlicher zu machen, vereinigen sich gewöhnlich mehrere Familien mit einander. Befinden sich etwa noch die Kinder eines Oberhauptes dabey, so wird das Fest zum allgemeinen Volksfest, welches mehrere Tage lang dauert. Aus den Ortschaften eines Umkreises von zehn bis zwanzig Stunden kommen die Unterthanen in einzelnen Caravanen von hundert bis zweihundert Personen, mit Geschenken aller Art, welche sie mit Musik und Gesang nach dem *Dalm* (Hof) tragen. Auch die Aermsten bringen ihr Schärffchen dar, welches oft nur in einigen Pisangs, Kokosnüssen oder in Geflügel besteht. An dem Tag der Feyer selbst ist alles in Bewegung; das reich verzierte, für die Operation bestimmte Zimmer ist mit Wohlgerüchen erfüllt. Die schon erwähnten *Neneh Dukun* (Doktor Mütterchen) sind nebst einigen Priestern zur Beschneidung selbst, oder hernach zur Verpflegung der Kinder da. In einem nahe gelegenen Gemach sind ebenfalls eine grosse Menge Priester und *Santrih* (Theologen) versammelt, welche mit lauter Stimme, durch eine sanfte melancholische Musik begleitet, Sprüche aus dem Koran singen. Die Kinder werden zuerst auf Tragstühlen oder *Djompana* (grossen Sänften), die mit Goldpapier, Blumen und Bändern geschmückt sind, in den Hauptstrassen der Negorey, begleitet von einer zahlreichen Ehrenwache, Musik u. dgl., herumgetragen. Eine Menge grotesker Figuren folgen denselben bis zum *Dalm*, an mehreren Oertern spielen die *Rongin* (Tanz-Mädchen); überall herrscht Freude und Lustbarkeit. Auch das Pulver wird an solchen Tagen nicht gespart, und da die meisten Oberhäupter einige kleine Kanonen und Gewehre besi-

*) Man behauptet, die arabischen Priester hätten bey der Einführung des Islamismus den Javanern aus Politik einige Freiheiten zugestanden, die zwar von der Lehre Mahomets abweichen, aber derselben leichtern Eingang verschafften.

tzen, so wird die ganze Zeit hindurch gefeuert. Raketen bis zu bedeutenden Summen werden verbrannt, und die Javaner, so wie die Chinesen, machen in dieser Hinsicht bey allen ihren Festen vielen Aufwand.

Zu dem Nachtessen bey dem Oberhaupt werden gewöhnlich alle in der Nähe wohnenden Europäer eingeladen und auf das Beste bewirthet. Es herrscht dabey eine solche Eleganz und man wird so sorgfältig bedient, dass die höchsten Standespersonen Leiderley Geschlechtes mit Vergnügen dabey erscheinen. Es ist gewiss keine leichte Aufgabe, ein Gastmahl zu Jedermanns Zufriedenheit anzuordnen, denn bey den Europäern in Indien hat die Gastronomie einen sehr hohen Grad von Ausbildung erreicht.

Nebst der Beschneidung giebt es noch andere Jugendfeste religiöser Art, z. B. das *Gossok Gigit* (Reinigung der Zähne) und *Gossok Kuping* (Reinigung der Ohren). Jedes dieser Feste hat entweder einen tiefen moralischen Sinn, oder deutet auf eine Epoche der physischen Entwicklung des Menschen. Es giebt nicht leicht einen Anlass, wo man die Herzen der Eingebornen besser und leichter gewinnen kann, als bey dergleichen Festlichkeiten. Man darf nur dabey erscheinen, mit ihnen fröhlich seyn, ein wenig Schiesspulver u. dgl. austheilen, so ist man ihrer Freundschaft versichert. Nach und nach legen sie ihre Furchtsamkeit ab, ohne die Achtung zu vergessen, die sie einem Beamten schuldig sind. Vergnügen dieser Art unter den gutmüthigen Naturmenschen gehören unstreitig zu den heitersten und angenehmsten, die ich auf *Java* genoss; und ich kann nicht begreifen, warum sich viele junge Leute die kleine Mühe verdriessen lassen, auf obige Art das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, da es doch blos durch den Besitz desselben möglich ist, nicht nur in Hinsicht des Lebens und Eigenthums sicher zu seyn, sondern auch die schönen Plane für Geistes-Cultur und Industrie auszuführen. Meine Meinung ist so einleuchtend und in jeder Weltgegend anwendbar, dass man mich ohne Zweifel begreifen wird.



H e i r a t h s - G e b r ä u c h e .

Auf *Java* herrscht, wie ich schon früher bemerkte, in Folge der mahometanischen Religion die Vielweiberey; ausser dieser aber hat ihr Ehestand mit dem der Türken, ihren Glaubensgenossen, wenig Uebereinstimmendes. Bey diesen ist die Frau Slavinn, blos für die Sinnlichkeit geschaffen, ein Spielwerk der Eifersucht und tyrannischer Behandlung. Sie sieht die Schönheiten der Natur blos durch das Eisengitter des Harems, oder indem sie auf eine verbotene Weise den Argus-Augen der Aufscher entschlüpft, wobey sie oft für einen blossen Strahl der Freiheit, für einen augenblicklichen Genuss die grausamste Züchtigung zu fürchten hat. Man denke sich überdies die schreckliche Lage einer schönen Frau, die dazu gezwungen ist, ihre Reitze vor allen Augen, nur nicht vor denen ihres Tyrannen, stets sorgfältig zu verhüllen. Auf *Java* hingegen geniessen die Frauen so viele Freiheiten, als die Sittsamkeit und ihr Stand erlauben, und haben (was gewiss besonders bemerkt zu werden verdient) thätigen Antheil an der Einrichtung und Leitung der häuslichen Angelegenheiten.

Obwohl der Bräutigam in einigen Gegenden den Eltern eine Art von Entschädigung an Geld für ihre Tochter giebt, so hat doch dieser Umstand nicht den mindesten Einfluss auf die wechselseitigen Verhältnisse der Eheleute, denn das Geld wird gewöhnlich durch die Eltern dazu verwendet, ihre Tochter mit Hausgeräthe und Kleidungsstücken zu beschenken, oder dafür unter Verwandten und Nachbarn das fröhliche Ereigniss geziemend zu feyern. Von der Verlobung bis zur Einsegnung des Ehepaars finden bey Vornehmen sehr viele lästige Ceremonien statt, so dass die betreffenden Personen doppelte Ursache haben, mit Ungeduld dem Ende derselben entgegen zu sehen.

Ich wurde einst von einem vornehmen Edelmann in meiner Nachbarschaft zu dem Trauungsfest seiner Tochter eingeladen. Bey meiner Ankunft in dem festlich verzierten Hause führte mich der Vater in das Brautgemach, an dessen Eingang mich eine alte Frau mit Rosenwasser besprengte. Auch meine Hände musste ich ihr hinhalten, um dieselben mit einer andern wohlriechenden Essenz zu waschen. Es schien mir, als habe man alle Schätze und Kostbarkeiten des ganzen Hauses in diesem Zimmer zusammengehäuft, denn ich konnte mich wirklich kaum bewegen, ohne etwas Schönes oder Seltenes zu berühren. Die jugendliche Braut sass auf einem köstlichen Teppich, in Gesellschaft von zwey Frauen, wovon ihr eine mit einem grossen Fächer von Pfauenfedern Kühlung zuwehte; die andere bereitete Betel oder ordnete den Anzug ihrer Gebieterin, welcher sehr auffallend war. Sie glich vollkommen einer Göttin, nach der Religion von *Buddha*, wie ich solche früher in Abbildungen gesehen hatte. Diese Aehnlichkeit war um so grösser, da sie mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein Wort zu reden, unbeweglich da sass. Ihr Kopf war mit einem Kranz von Blumen und goldenen Verzierungen umgeben; ihre Arme waren mit Spangen vom edelsten Metall geschmückt; in den Ohren trug sie ebenfalls schwere, goldene Zierrathen. Dieses alles nahm sich sehr gut aus; dass aber ihr niedliches rundes Gesicht mit einer weissen Farbe angestrichen war, missfiel mir im höchsten Grade. Gerne hätte ich mich in diesem Zimmer länger aufgehalten, um einen vollkommenen Begriff von den Mysterien des Festes zu bekommen; allein es war mir einerseits der Anständigkeit, andererseits der betäubenden Wohlgerüche und der ausserordentlichen Hitze wegen unmöglich, länger daselbst zu verweilen. Vorhänge schlossen die kleinen Fenster und liessen beynahe keine frische Luft in das durch Geräthe aller Art verengte Gemach hincin. Der Hausvater begleitete mich in das Zimmer des Bräutigams, welcher in seinem seltsamen Anzug ebenfalls einem indischen Götzenbilde glich. Sein Kopfschmuck war noch grösser und schöner, sein Gesicht ebenfalls weiss bemahlt. Bis an den Gürtel war er nackt und trug um den Arm goldene Spangen; um seinen Hals schlang sich eine schwere goldene Kette, an welcher eine Platte vom nämlichen Metall, in Gestalt eines Halbmondes, beynahe die ganze Brust bedeckte. Auch er war unbeweglich und wurde von alten Frauen bedient.

Braut und Bräutigam bleiben auf diese Weise einige Tage abgesondert und werden einzeln durch Gebete und Reinigen auf ihren künftigen Stand vorbereitet.

Die ehlichen Verbindungen der Javaner fallen im Allgemeinen glücklich aus und in wenig Ländern wird man mehr häuslichen Frieden und Eintracht finden. So wenig sich die Eheleute in Gegenwart Anderer Zutraulichkeiten irgend einer Art erlauben, eben so wenig geben sie einander Schimpfnamen, oder gehen zu thätlicher Misshandlung über. Ein Europäer muss sich wohl in Acht nehmen, eine javanische Frau, wenn er sie auch noch so gut kennt, in Gegen-

wart ihres Mannes oder ihrer nahen Verwandten, selbst auf die unschuldigste Art zu berühren. Z. B. seine Hand auf ihren Kopf zu legen, wäre eine grosse Beleidigung und könnte leicht mit dem Dolche gerächt werden.

Nie gehen Mann und Frau, es sey auf einer Reise oder auf einem Spatziergang, neben einander. Die Frau hat allzeit den Vorrang und der Mann geht ein paar Schritte hinter derselben, wahrscheinlich um sie desto besser beobachten und vor Beleidigungen schützen zu können.

Bey freundschaftlichen Zusammenkünften zwischen Europäern und javanischen Oberhäuptern weichen jedoch die letztern, aus Höflichkeit gegen die erstern, oft von ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen ab. Die Prinzen, Regenten, Aria und Tommongong bringen alsdann gewöhnlich ihre Frauen mit, welche nach europäischer Weise durch die Herren der Gesellschaft am Arme zu dem Tische begleitet und an demselben von ihnen bedient werden. Indessen beneidet man sich um dieses Vergnügen selten, obwohl es unter diesen javanischen Frauen solche giebt, die sich durch geistige und körperliche Vorzüge auszeichnen. Die Gründe davon sind sehr begreiflich. Man will nicht gerne zwey lange Stunden (so lange dauert gewöhnlich eine Mahlzeit) bey einer traurigen und einsylbigen Unterhaltung zubringen. Man bemerkt nur allzudeutlich die Mühe, mit welcher die Tischgenossin ihre Neigung zur Fröhlichkeit zu unterdrücken sucht; man ist demnach verpflichtet, in diesen Ton einzustimmen, um nicht die Eifersucht des Mannes zu wecken, oder zu verursachen, dass derselbe seine Frau unter allerley Vorwand von den folgenden Gesellschaften ausschliesse.

E h e - S c h e i d u n g e n .

Ich habe bereits an einem andern Orte den Missbrauch angeführt, den Mahomets Gesetz in dieser Hinsicht begünstigt. So sehr dasselbe auch von unsern Sitten und Gebräuchen abweicht, so erwünscht möchte es gleichwohl vielen Eheleuten unsers civilisirten Europa's seyn, sich so leicht und ohne Kosten und Aufsehn scheiden, und eben so leicht auf's Neue verbinden zu können. Ohne im mindesten mit einander zu hadern, begeben sich Mann und Frau zu einem Priester, welcher in ihrer Gegenwart, als Sinnbild der Auflösung gegenseitiger Verhältnisse, ein Stäbchen bricht oder eine dünne Schnur zerreisst. Nach dieser einfachen Ceremonie trennen sie sich ohne das mindeste Geräusch. Indess geschieht es doch oft, dass sich Eheleute zum zweiten und dritten Male vereinigen und trennen lassen. Die Frau muss aber eine bestimmte Zeit mit einem andern gelebt haben, um sich mit ihrem ersten Manne wieder vereinigen zu können. Die dritte Scheidung trennt für immer; nach dieser kann keine priesterliche Vereinigung mehr statt finden.

Obwohl die Hauptursachen dieses Ehestandswechsels in dem allgemeinen Hang des Menschen zur Unbeständigkeit gesucht werden müssen, so giebt es doch bisweilen Ausnahmen, die aus wichtigern Quellen entspringen und ohne fernere Erläuterung auch bey uns bekannt genug sind. — Um wie viel höher steht aber nicht der halb wilde Naturmensch von *Java*, der sich von seiner Ehe-

hälfte scheiden lässt, als sein gebildeter Herr Kollege in Europa. Denn im auffallendsten Contrast mit diesem, der oft eine tugendhafte Gattin verläumdete, um sein eigenes rohes Verfahren zu beschönigen, die Ursachen des häuslichen Zerwürfnisses mit lügenhaften Zusätzen begleitet, jedem erzählt, der zuhören will, und sich bisweilen nicht scheut, mit frecher Stirne die Geheimnisse seines Verhältnisses jedem Ungeweihten zu enthüllen, und öffentlich Blößen aufzudecken, vor denen die Ehrbarkeit sich erröthend zurückzieht, ganz im Widerspruch mit diesem erwähnt der Javaner nur mit Bescheidenheit seiner ehemaligen Gattin, und antwortet gewöhnlich, wenn man ihn um die Ursache der Trennung befragt: „*Trada korang satu apa*“ (es fehlte nichts an ihr) oder „*trada sika sadja sama — sama.*“ (blos weil wir keine Lust hatten, bey einander zu bleiben.“

Leichen-Begängnisse und Grabstätten.

Die Feyerlichkeiten bey den Begräbnissen sind sehr einfach. Der Todte wird eingehüllt auf eine bedeckte Bahre gelegt und durch zwey oder vier Männer, welchen die nächsten Anverwandten folgen, zu der Ruhestätte getragen. Die Frauen haben dabey ihren Kopf mit einem weissen Tuche bedeckt. In einigen Gegenden trägt man zum Zeichen der Trauer eine weisse Schnur um das Vordertheil des linken Armes.

Die *Kramat*, Grabstätten, werden von Zeit zu Zeit durch die Verwandten besucht, die alsdann Blumen auf die Gräber streuen und für die Ruhe der Verstorbenen beten. Oft sah ich auch, dass man eine *Gindie* (irdenes Gefäss), mit Wasser gefüllt, auf den Grabhügel hinsetzte.*)

*) Ehe ich Java verliess, besuchte ich noch die Grabstätte eines theuern Freundes, der dreissig Stunden von mir entfernt gewohnt hatte, und sein Daseyn auf einer mühevollen naturwissenschaftlichen Bergreise endete. In seinem frühern Aufenthaltsorte angelangt, war mein erster Gang zu dem Ruheplatz des Verblichenen. Sein alter vormaliger Diener geleitete mich dahin. Der Grabhügel war höher als die gewöhnlichen und durch ein auf hölzernen Stützen ruhendes Binsendach vor Regen und Sonne beschirmt. Bey dem Fussende stand ein Armstuhl, auf demselben lag der Hut, ein paar Pantoffeln und der Stock des Verstorbenen. Ich fragte den Indianer nach der Bedeutung dieser wunderlichen Anordnung und er antwortete mir folgendes:

„Dieses alles habe ich zur Bequemlichkeit meines geliebten Herrn hingesezt, damit er nach der Auferstehung von dem langen Schlafe auf dem Stuhl ausruhen kann, bevor er die Reise nach dem Paradies unsers grossen Propheten antritt. Auch wie ich ihn in das Grab legte, trug ich wohl Sorge, ihm vorher seine besten Kleider anzuziehen, damit er sich unter den vornehmen Leuten jenseits nicht zu schämen habe. Von Zeit zu Zeit reinige ich den Ort von Unkraut und trage schöne wohlriechende Blumen dahin, besonders solche die mein Herr in seinem Leben vorzüglich liebte.“

Dieser schöne Zug des Herzens, diese treue, fleckenlose Ankänglichkeit und Liebe des Alten rührte mich bis zu Thränen. Auch er fieng laut an zu weinen, als ich traulich seine Hand in die meine legte und zu ihm sagte: „Bald, guter *Wangsa!* wirst du deinen Herrn wieder sehen, sein Gott ist auch der deine, Christen und Mahometaner sind seine Kinder, und jeder, der ohne Mackel befunden wird, geht ein in die göttlichen Wohnungen.“ Mit tiefem Ernst entgegnete der Alte: „*betul tuwan!*“ (ja sicher mein Herr!)

Die Javaner glauben an ein Wiederschen in einer andern Welt, selbst an eine Wiederanknüpfung der ehemaligen irdischen Verhältnisse jenseits. Viele ihrer Lieder, von denen ich schon früher einige Strophen anführte, haben Bezug auf diesen Gegenstand; auch diese hier unten stehende, aus einem geliebten Volkslied entlehnt, kann eine Idee ihrer tröstlichen Erwartung und ihres naiven Zartgefühls geben.

Kapan tsohhbat ber — djalan dulo
 Tjarikan saya kumbang kambodja,
 Kapau tsohhbat meninggal dulo
 Nantikan saya di pinto sorga.

Wenn du, mein Freund! vor mir dahin wallest,
 Suche dann für mich Kambodja-Blumen;
 Wenn dich der Tod, mein Freund! vor mir dahin rafft,
 So kannst du auch mich bald an des Himmels Thür erwarten.

Im Grabe wird, nach mahometanischer Weise, das Gesicht des Verstorbenen nach Mekka gewendet. — Gewöhnlich wird nach dem Begräbniss, oft auch vor demselben, in der Wohnung des Verstorbenen eine Todtenfeyer gehalten, wobey die Priester und alle Gegenwärtigen die Nacht hindurch abwechselnd mit Begleit von Musik psalmodiren und essen und trinken.

Ein niedriger Erdhügel oder ein Stein, meistens ohne Inschrift, deckt die Ueberreste des Verstorbenen. Bey den Gräbern pflanzt man gewöhnlich eine Art Cypresse, Kambodja genannt, deren weisse Blumen die ganze Gegend mit Wohlgerüchen erfüllen. Man würde ohne Zweifel ein herrliches Oel daraus bereiten können, allein die Eingebornen bedienen sich dieser Blumen nicht, indem sie dieselben als ein ausschliessendes Eigenthum der Verstorbenen betrachten. Die Grabstätten liegen so nahe als möglich bey den Wohnungen und haben das Ansehen von Gärten, indem sie mit Fruchtbäumen aller Art und Blumen bepflanzt und mit einer Reihe von Akazien umgeben sind.

Die Javaner feyern jährlich mehrere gottesdienstliche Feste, von denen die wichtigsten sind: *Mulud*, das Fest der Geburt Mahomets, und *Ramadan*, die schon früher beschriebene monatlange Fasten; *Sedika Pattie* wird den 3. May ebenfalls mit sehr vielen Lustbarkeiten begangen.

Bey dem Schluss dieser Abhandlung über religiöse Gebräuche finde ich es nicht unpassend, einige Stellen des Korans oder Lehren der Mahometaner anzuführen, welche einen so grossen Einfluss auf den Charakter und die Civilisation der Islams *) haben.

Der mahometanische Priester predigt Hass und Abneigung gegen alle Religionen und stem-pelt die anders Denkenden mit dem Schimpfnamen *Kafir* oder *Kapir*, Ungläubiger, Heide.

*) Das arabische Wort Islam bedeutet wahrer Glaube, dem zufolge heisst der javanische Anhänger Mahomets *Orang Islam*, ein Mann vom wahren Glauben.

Ein Mahometaner ist nicht verpflichtet, sein gegebenes Wort, selbst einen Eid, gegen Ungläubige länger zu halten, als es sein eigener Vortheil fordert.

Adam war (nach dem Koran) der erste und Mahomet der letzte Prophet.

Musaï (Moses) wird der Mund Gottes, *Ibrahim* (Abraham) Freund Gottes, *Isa* (Jesus) Geist Gottes, *Mahomet* aber der grösste aller Propheten und besonderer Liebling des Allerhöchsten genannt.

Der Koran ist mehr werth, als alle andern durch frühere Propheten geschriebenen heiligen Bücher, welche beynahe insgesamt durch Juden und Christen verändert und verfälscht worden sind.

Jesus ist weder Gott noch der Sohn Gottes, er war blos ein Mensch, aber ein heiliger Mann und grosser Prophet.

Der Engel Gabriel ist der heilige Geist. Es giebt keine drey göttlichen Personen in der Gottheit. — Es giebt Engel des Lichts und der Finsterniss, auch einen Engel des Todes.

Gott hat viele Menschen für die Hölle erschaffen und bestimmt.

Es giebt eine Prädestination und Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

Gott will nicht, dass alle Menschen an ihn glauben, sondern dass einige auf Irrpfaden wandeln sollen, welchen er nicht erlaubt, auf den Weg des Heils zu gelangen.

Gott ist barmherzig (rahman), er verzeiht dem bussfertigen Sünder, wenn er den Urheber der Sünde, den Teufel, verlässt.

Die göttliche Gnade ist zur Seligkeit unumgänglich nothwendig.

Alle Seelen der Abgeschiedenen kommen in die Hölle, nur die der Frommen werden daraus erlöst.

Es giebt eine allgemeine Auferstehung der Todten und nach derselben das Gericht Gottes über Gute und Böse, eine ewige Freude im Himmel und immerdauernde Qual in der Hölle.

Die mahometanische Religion ist in verschiedene Sekten zerfallen, wovon die vornehmsten die Sunniten und die Anhänger des Aly sind. Sie halten einander für Ketzer und Abtrünnige und verfolgen einander wechselseitig. Zu der erstern, gemässigten Sekte gehören die Javaner.

A b e r g l a u b e.

Dieser ist bey den Javanern und überhaupt bey allen auf *Java* wohnenden Indianern von der Art, dass dieselben, was man beynahe für unmöglich halten sollte, den abergläubigsten Europäern an Thorheit gleich kommen.

Wie sehr muss man den Menschen bedauern, der, zur Freyheit geboren, sich selber Fesseln anlegt, und dessen Handlungen nicht durch innere Ueberzeugung, sondern durch geringfügige Umstände und Naturereignisse geleitet werden, welche nicht in der mindesten Verbindung mit ihm stehen. Von der Selbstständigkeit und Kraft des eigenen Willens sinkt er alsdann zur elenden Maschine herab, deren Wirken blos von dem Einfluss des Zufalls abhängt.

Die Javaner glauben an Träume, Weissagungen, Hexen, Zauberer und Geister, welche letztere besonders in der Nacht vom Donnerstag auf den Freytag, gewöhnlich in thierischer Gestalt, herumschweben. Wenn die Hunde bey Nacht heulen (was beynahe das ganze Jahr hindurch der Fall ist), so bedeutet dieses ein Unglück in der Nachbarschaft. Hingegen wird das Mauen der Katzen, was doch nicht viel lieblicher ist, für ein gutes Zeichen gehalten. Sie haben gleichfalls viele Achtung für eine grosse Kröte, welche sich besonders bey Regenwetter gerne in den Häusern aufhält. Wenn man ihnen befiehlt, dieselbe fortzuschaffen, so thun sie es ungern und tragen das Thier mit der grössten Behutsamkeit auf den blossen Händen hinaus. Unangenehm und unwillkommen ist ihnen hingegen wieder die Heuschrecken-Grille (*vicada libicen*), welche ein so unglaublich widerliches und starkes Geschrey hat, dass ich jedesmal, wenn eine solche die Umgegend meiner Wohnung mit einem Besuch beehrte, meine Leute aufbot, um die Sängerin zu vertreiben. Sie hält sich gewöhnlich in den Zweigen der Bäume auf und ist ihrer grünen Farbe wegen nicht leicht zu entdecken.

Der Freytag wird für einen glücklichen, hingegen der Mittwoch für einen unglücklichen Tag gehalten. — Einem Talisman schreiben sie übernatürliche Kräfte zu, und beynahe alle Indianer, besonders die Kinder, sind mit einem solchen *djimat* versehen. — Es giebt Berge, auf welchen es nie, andere auf welchen es alle Tage regnet, je nachdem es der Geist wünscht, welcher auf demselben herrscht. Dem Holz der Bäume, welche auf den Grabstätten stehen, und der Erde aus den Gräbern, werden grosse und besondere Zauberkräfte zugeschrieben.

Grössere Albernheiten aber noch, als alle diese, fand ich in einer malay'schen Handschrift, welche einer meiner Freunde aus der Nachlassenschaft eines Residenten käuflich an sich gebracht hatte. Alle merkwürdigen Naturereignisse, vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. d. gl., welche in den letzten Jahrhunderten auf *Java* statt fanden, werden darin Geistern zugeschrieben und haben oft eine auffallende Aehnlichkeit mit einigen Scenen aus der griechischen Götter-Geschichte. — Die Kreuzwege stehen in sehr bösem Ruf, weil sie, wie die Javaner glauben, das Stelldichein der Zauberer und Hexen sind.

Obwohl nach den alten Gesetzen von *Java* sehr strenge gegen jede verdächtige Person gehandelt wurde, und man denjenigen, welcher den Namen eines andern mit Kreide oder Kohlen auf eine Todtenbahre, in einen Todtenkopf, oder an das Gerippe eines Schweines schrieb, einem andern gestampfte Todtenknochen in das Trinkwasser streute, oder mit Schweineblut Zauberfiguren oder Formeln auf die Hütte oder das sonstige Eigenthum eines andern malhte, ohne Schonung mit dem Tode bestrafte; so erschien überdies oft noch ein grausamer Urtheilsspruch, welchem zufolge man das ganze Geschlecht des unglücklich Verblendeten vertilgen liess.

Ungachtet der grossen Wachsamkeit und dem löblichen Eifer der niederländischen Polizey-Beamteten, geschehen doch noch oft Handlungen erwähnter Art, wovon der Menschenfreund zurückschaudert. In dem Jahre 1824 wurde eine alte Frau, als der Zauberey verdächtig, auf Befehl des Bezirks-Oberhauptes, in einem Walde todgeschlagen.

Uns gebildete Europäer dürfen rohe Vorgänge dieser Art keineswegs befremden, da vielleicht manche Gegend unsers Welttheils gegenwärtig noch passende Seitenstücke zu denselben liefern könnte. Ich meinerseits gebe dem Javaner, hinsichtlich dieser groben Irrthümer, so ungeheimt es auch Manchem scheinen möchte, einen grossen Vorzug vor dem Europäer. Denn während der Erste ohne Bildung gleichsam in dem uranfänglichen Naturzustand, ohne Leitung, sich selbst überlassen, keinen rechten Ausweg findet, wenn er sich einmal in dem Labyrinth seiner Ideen verirrt, und von den heller Sehenden, so lange es ihrem Interesse frommet, sorgfältig in der Blindheit erhalten wird, so kann hingegen der Zweyte in Schulen und Büchern Aufklärung, Kenntniss seiner selbst, Zurechtweisung seiner unrichtigen Begriffe und Belehrung über deren Folgen finden. Nichtsdestoweniger herrscht bey uns noch an sehr vielen Orten der dümmste Aberglaube, welcher oft in den unreinsten Gestalten erscheint, und es wünscht gewiss manche in finstere Schwärmereyen versunkene Seele jene glücklichen Zeiten zurück, in welchen man zur Ehre Gottes die Hexen auf dem Scheiterhaufen braten durfte.

Es giebt auf *Java* auch Leute, die sich damit beschäftigen, verlorne oder gestohlene Sachen an den Tag zu bringen, und sie gelangen oft auf eine sonderbare, obwohl natürliche Art zu ihrem Zwecke. — Ich war einmal selbst Zeuge von ihrer Behendigkeit, und erstaunte nicht wenig über die einfachen Mittel, wodurch man einen Dieb entdeckte.

Ich brachte nemlich einige Zeit auf dem Landgut eines Freundes zu, der in der Nähe von *Batavia* wohnte und viele Slaven in seinem Dienste hatte. Eines Tages vermisste er einen Gegenstand von Werth; er liess alle seine Leute versammeln und gab sich alle mögliche Mühe, durch Drohungen und Versprechen den Dieb zu entdecken; erklärte, er werde Allen das *Belandjar* (wöchentliche Taschengeld) zurückhalten, — nichts fruchtete. Jedes Individuum versicherte hoch und theuer, unschuldig zu seyn. Da trat ein altes Mütterchen, seit Jahren in den Diensten meines Freundes, aus der Reihe und rieth ihm, einen gewissen alten *Santrie* (Gottesgelehrten) holen zu lassen, welcher in der ganzen Gegend als Zauberer bekannt sey. Es war gewiss mehr Neugierde als Hoffnung eines glücklichen Erfolges, dass er diesem Rath folgte. Bald erschien der Priester, dessen Aeusseres wirklich viel versprechend war. Mit Ernst und Würde musterte er die anwesende Dienerschaft, liess einen Cirkel formiren, begab sich in denselben und las verschiedene Sprüche aus dem Koran. Hernach forderte er Reismehl, und gab davon unter dem Hersagen einer Beschwörung jedem der um ihn Stehenden einen Esslöffel voll in den Mund, mit dem Befehl dasselbe aufzuessen. Wie jede Person ihre Portion bekommen hatte, nahm der Priester wirklich eine Ehrfurcht gebietende Haltung an; er erhob seine Hände gen Himmel und flehte von der Gottheit Strafe für den Verbrecher, damit nicht so viele Unschuldige eines Bösewichts wegen leiden müssten. „Mache kund, o Allah!“ so sprach er in steigendem Accent, „wer unter diesen seinen Herrn betrog und seine Unschuld mit falschen Eiden betheuerte, thue ein Zeichen an ihm, damit wir ihn kennen.“

Mein Freund und ich hätten beinahe ein Wunder erwartet, so feyerlich war diese Handlung. Auf einmal hielt der Beschwörer inne und befahl jedem seinen Mund zu öffnen. Alle bis auf einen hatten den Reiss aufgegessen und verschluckt. Nur dieser hatte den Reiss ganz trocken im Munde und konnte denselben aller Mühe ungeachtet nicht hinunter bringen. Dieses ist der Dieb, sagte uns der Priester in's Ohr; allein wir wollen noch eine zweyte Probe anstellen. — Man musste ein kleines Feuer anmachen und eine *Gindie* (irdenes Gefäss, das ungefähr eine Maass Flüssigkeit haltet) mit Wasser darin bringen. Jeder Person wurde befohlen, den Hals des Gefässes zwischen beiden Daumen anzufassen und, während der Priester aus dem Koran Beschwörungen hersagte, über das Feuer zu halten. Alle bis wieder auf den Einen verrichteten die Ceremonie mit Ruhe und Gelassenheit, dieser aber zitterte und liess die *Gindie* in das Feuer fallen. Der Priester erklärte ihn alsdann öffentlich für den Dieb und drohte ihm mit der Rache des Himmels, wofern er, trotz der deutlichen Merkmale seines Vergehens, länger bey dem Lügen beharren würde. Beend warf sich der Verbrecher vor seinem Meister auf die Kniee, flehte um Erbarmen und versprach das Gestohlene zurückzugeben.

Dieses sonderbare Examen beweist, wie man auf natürlichen Wegen durch Menschenkenntniss den Namen eines Wundermannes erhalten könne. Der Ausgang der Beschwörungs-Ceremonie lässt sich sehr leicht erklären. Durch innere Angst trocknet der Mund des Schuldigen bey der Reiss-Probe; das peinigende Gewissen und die Furcht vor den Verwünschungen des Priesters erschüttert bey der zweyten seine Nerven so sehr, dass er ohne Beben das Gefäss nicht halten kann und dasselbe bey zunehmender Verwirrung fallen lässt. — Dergleichen Proben sind aber vielleicht nur bey solchen Menschen anwendbar, welche es in der Verstellungskunst noch nicht weit gebracht haben. Ich glaube nicht, dass sie in Europa allgemein von Erfolg wären.

Lebensart und Sitten der Europäer auf Java.

Die Lebensart der Europäer hat in Indien überhaupt so viele Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von der in dem Mutterland üblichen, dass ein neu Angekommener alle Mühe hat, sich darcin zu finden und bey dem Anblick aller Lächerlichkeiten, die vorfallen, seine Bemerkungen zurückzuhalten.

Man kann das ganze Bestreben der meisten Europäer mit wenig Worten nennen: Spekulationen, mit möglichster Geschwindigkeit und auf jede Weise sich Schätze zu sammeln; sodann mit denselben nach der Heymath zurückzukehren.

Wer früher viele der sogenannten Altgäste, das heisst solche, die zwanzig und mehr Jahre in Indien lebten, in ihren häuslichen oder bürgerlichen Verhältnissen in Europa kannte, wird gewiss, die körperlichen Hauptzüge abgerechnet, trotz aller Mühe nicht die mindeste Aehnlichkeit

mehr mit der Vergangenheit bey denselben antreffen. — Der ehemalige Kleinhändler, Handwerker oder Bankrottirer, der jetzt (wie sie sich ausdrücken) seine Schaafte auf dem Trockenen hat und oft aus Ursachen, die er selbst am besten kennt, nicht mehr in das Vaterland zurückzukehren denkt, umgibt sich mit orientalischer Pracht und lässt sich durch eine grosse Menge Slaven und Slavinnen bedienen. Man glaube ja nicht, dass ich durch die Schilderung einzelner Individuen einen Schatten auf die gesammte europäische Bevölkerung *Java's* zu werfen suche, denn weit entfernt von einem solchen ungerechten Beginnen, wünsche ich blos den in's Auge fallenden Contrast des Ehemals und Jetzt von obenbenannten Leuten, als einen kleinen Theil des Ganzen, herauszuheben. *Java* erhielt seit einigen Jahren, da der Handel in Europa anfieng zu stocken und die meisten Industriezweige krank darniederzuliegen begannen, einen sehr ehrenvollen Zuwachs von Europäern, die sich in jeder Hinsicht günstig auszeichnen, und es kann als sicher angenommen werden, dass bey den Fortschritten der Civilisation und der Communications-Erleichterung mit dem Mutterlande, diese wichtige Colonie in wenigen Jahren eine völlige Umgestaltung geniessen und der eben so schädliche als empörende Nabobismus grösstentheils verschwinden werde. Gänzlich kann und wird er nie aussterben; denn mannigfaltige, schwer zu erörternde Verhältnisse, unter denen Clima und Politik, scheinen denselben einigermassen zu fordern.

Um meinen verehrten Lesern einen kleinen Begriff von ihrer Lebensweise zu geben, will ich nur kürzlich die Scenen eines Tages schildern.

Der Altgast steht gewöhnlich frühe auf und macht sich, um die kühle Morgenstunde zu geniessen, blos mit einem Sarong (schon früher beschrieben) und dünnem Schlafrok bekleidet, in Pantoffeln einige Bewegung, ruft nächher einen Slaven oder eine Slavinn und befiehlt Kaffee, eine Pfeife mit Tabak oder Cigarren zu bringen. Nach dieser Vorbereitung muss ihn eine Slavinn mit Seife, Handtuch, sauberm Sarong und Schlafrok nach dem Badeplatz begleiten, wo er sich wascht und nachher die in Bereitschaft gehaltenen Kleidungsstücke wieder anzieht. Darauf wird Kaffee, Thee oder ein Gläschen geistigern Getränkes zu sich genommen, und bey einer Pfeife Tabak die Zeit bis zum Frühstück zugebracht. Dieses besteht gewöhnlich in verschiedenen Sorten kalten Fleisches, in gebratenen Fischen, gekochtem Reiss, gesalznen oder frischen Eyern, spanischem Pfeffer und allerley Küchengewächsen &c. Viele trinken Wein dabey, andere Thee. Dieses Frühstück dauert eine gute Stunde, bis der Altgast, wenn er ein Beamteter ist, sich ankleiden und nach dem Bureau begeben muss. — Spannt den Wagen an! heisst es alsdann. Gewöhnlich fragt der Kutscher, welche Pferde er nehmen soll, worauf ihm dann der Gebieter noch in Eile bedeutet, von welcher Race oder Farbe und ob er zwey- oder vierspännig fahren wolle.

Ist er angekleidet, so steigt er in den Wagen, in welchem er, des Anstandes wegen, mehr liegt als sitzt. Hinten stehen mehrere Bedienten; einer haltet den Payong (Sonnenschirm) über seinen Kopf, ein zweyter eine brennende Lunte, um die Cigarre oder Pfeife des Herrn anstecken zu können, ein dritter trägt ein breites farbiges Band schräg über die Schulter, mit einem Schild, worauf zu lesen ist, welchem Regierungs-Departement sein Meister angehört. Der Altgast öffnet eine Papierrolle, auch wohl ein Buch, scheint mit der ernsthaftesten Miene darin zu lesen und ruft *djalan!* (vorwärts!) — Während er jetzt nach dem Bureau fährt, muss ich die Bemerkung machen, dass dieses alles nicht so geschwinde von statten gegangen wäre, wenn nicht zwey oder

drey Slavinnen den Nabob angekleidet hätten. Er würde sich nicht haben entschliessen können, seine Strümpfe, Beinkleider &c. selbst anzuziehen, sogar die Weste musste ihm zugeknöpft und der Hut aufgesetzt werden.

Um neun Uhr ungefähr langt er endlich auf dem Bureau an, unterschreibt seinen Namen auf die ihm überreichten Papiere und kehrt ungefähr um zwölf Uhr, ermüdet von dieser anstrengenden Kopfarbeit, nach seinem Landgut zurück. Bey seiner Ankunft läuft ihm das geschäftige Slavenvolk entgegen, entkleidet ihn schon halb auf dem Gang durch das Haus und bringt ihm Sarong, Schlafrok und Pantoffeln. Auf dieses folgt ein Gläschen Madera oder anderes Getränke, eine Cigarre u. dgl. Der gute Herr legt sich auf ein Kanapee, lässt sich durch eine Selavin *pidjiet* (die Glieder drücken), *sapu - sapu* (reiben) u. s. w., bis er in einen süssen Schlaf fällt. — Gegen vier Uhr steht er auf und lässt sich umkleiden *), um das Mittagsmahl zu geniessen. Nach zwey vollen Stunden, die er an einem wohlbesetzten Tische zubrachte, befiehlt er den Wagen anzuspannen, um eine Spatzierfahrt zu machen. Nachher werden Besuche angestellt, der Abend in Gesellschaften zugebracht, gespielt, gespeist und getrunken bis tief in die Nacht hinein.

Dieses sind ungefähr die Scenen eines Tages und die Verrichtungen vieler Altgäste. Es giebt natürlicher Weise Ausnahmen und es sind mir mehrere schon sehr lange in Indien wohnende Europäer bekannt, welche eine ganz andere Lebensweise und Hausordnung haben. Ueberhaupt sind alle diejenigen eifriger in ihren Berufsgeschäften und pünktlicher in Erfüllung ihrer amtlichen Pflichten, welche sich Reichthum zu erwerben oder denselben zu vermehren trachten, und nach ihrer Meinung noch nicht unabhängig leben können.

Von den europäischen Frauen in Indien kann ich, so gerne ich es auch ohne die Wahrheit zu beleidigen thun möchte, im Allgemeinen kein sehr günstiges Bild entwerfen. Mangel an Erziehung blickt in allen ihren Handlungen durch. Gebieterisch, dem Stolz, der Trägheit und mancher andern Leidenschaft ergeben, in vielen Rücksichten tief unter ihren Slavinnen, suchen sie durch das Nachäffen äussern Anstandes ihre moralischen Blößen zu bedecken. Viele dieser Weiber, der niedrigsten Volksklasse entsprossen, als Glückssucherinnen nach Indien gekommen, jetzt mit Beamten oder Kaufleuten verheyrathet, besitzen nichts für ihren Stand Passendes, als prächtige Kleider und Kostbarkeiten. Selbst von denen, die sie früher in andern, oft sehr gemeinen Verhältnissen kannten, verlangen sie mit aller möglichen Ehrfurcht und Zurückhaltung behandelt zu werden, wenn sie schon mit ihrem alten Kleid und Namen die Eigenschaften des ehemaligen Charakters nicht abgelegt haben. — Ich rathe jedoch jedem Neuling auf *Batavia*, wenn es ihm an gutem Fortkommen gelegen ist, seinem Gefühl Zwang anzulegen und diesen neugebackenen Damen den Hof zu machen. Diese Höflichkeit wird ihm die Gunst des Ehegemahls erwerben und den Weg zu Ehrenstellen und Genüssen mancher Art bahnen.

Dieses ist meine kurze und gewiss sehr passende Schilderung der europäischen Frauen auf *Batavia* im Allgemeinen. Der Billigkeit gemäss muss ich aber hinzufügen, dass es daselbst auch Frauen giebt, die eine wahre Zierde ihres Geschlechtes und mit den liebenswürdigsten ihrer

*) Viele bleiben immer, besonders wenn sie keine Visiten zu erwarten haben, im grössten Negligé.

Schwestern in Europa zu vergleichen sind. Ich sah einige Frauen der ersten Beamteten auf eine musterhafte Weise ihre Hausgeschäfte führen, ihren Kindern die bestmögliche Erziehung ertheilen und ihre Slavinnen in weiblichen Arbeiten unterrichten.

Die Frauen sind beynahe den ganzen Tag hindurch im Negligé, welches in einem weiten weissen Kleide besteht. Gewöhnlich erscheinen sie auch so bey Tische, ausgenommen wenn sie Gäste erwarten. Wenn sie aber auf Besuch oder zum Spazieren ausfahren, so sind sie meistens in ausgesuchter Toilette. Ihre Lebensweise ist ziemlich einförmig, indem sie den Tag hindurch das Haus wegen der Hitze selten verlassen und blos kurz nach Sonnen-Aufgang oder vor Sonnen-Untergang im Freyen erscheinen. — Zu ihren angenehmsten Erholungen gehören die Abendcirkel, bey welcher Gelegenheit oft getanzt, oder l'Hombre und Whist gespielt wird.

Lebensweise einiger Beamteten insbesondere.

Die Beamteten werden auf *Java* und überhaupt in Indien, in Betracht ihrer Geschäfte und der Oertlichkeit, sehr gut besoldet, und können, auch ohne dass sie auf Nebenwegen einige Emolumente zu erlangen suchen, bey guter Oeconomie, je nach ihrem Rang, grössere oder geringere Ersparnisse machen. Von dem Schreiber (*Clerc*) mit 60 Gulden monatlicher Einkünfte, steigen die Gehalte bis auf 2400 Gulden. — Aber der Luxus ist verhältnissmässig sehr gross und viele Beamtete machen einen fürstlichen Aufwand. Alles was die Mode in Europa erfindet, alles was selten und glänzend, wenn auch ohne wahren Werth ist, wird von ihnen gleichsam um die Wette gekauft. Galanterie-Waaren werden zu zehnfach erhöhten Preisen, Konfekt und köstliche Weine im Ueberfluss angeschafft. Da sie es als eine Schande ansehen würden, blos mit zwey Pferden vor ihrem Wagen auszufahren, so besitzen sie oft bis zwanzig Stück, zu deren Abwartung zehn Knechte erfordert werden.

Dass bey einer solchen Lebensweise selbst die grössten Einkünfte nicht hinreichen, kann man sich leicht vorstellen. Solche Verschwender greifen alsdann zu allen Kunstgriffen und Mitteln, welche ihnen ihre Aemter oder andere Umstände anbieten. — Die Handelshäuser verkaufen gewöhnlich die Waaren auf drey und mehr Monate Kredit; das Nämliche geschieht bey öffentlichen Versteigerungen. Viele der genannten Herren kaufen demnach bey der einen oder andern dieser Gelegenheiten zu hohen Preisen auf Kredit, und verhandeln die gekauften Waaren gegen baare Bezahlung um die Hälfte oder ein Viertel des Einkaufspreises, um dadurch auf Augenblicke ihren Ruin hinauszuschieben. — Bey dieser höchst sonderbaren Oeconomie darf es Niemand befremden, wenn man kurze Zeit hernach die Bedienten dieser Leute Kleidungsstücke, Hausgeräthe, die Ehrenzeichen des Ranges ihrer Herren u. a. zum Verkauf anbieten sieht. Auf diese Weise leiden sie grossen Schaden und wenden den Erlös oft nur für starke Getränke an, um sich durch den Genuss derselben über die elende Gegenwart und die drohende Zukunft zu täuschen.

Die Vernachlässigung des Hauswesens und der Uebergang zur Verschwendung aller Art entsteht bey manchen aus solchen Quellen, dass man diese Unglücklichen, wenn nicht entschuldigen kann, doch bemitleiden muss. Von mehrern Ursachen will ich nur die vornehmste berühren: — diese ist Melancholie, welche nach und nach in eine gänzliche Sorglosigkeit in Erfüllung der Pflichten und in Bewahrung äussern Anstandes ausartet. — Mancher Jüngling und Mann, der sich in Indien befindet, hat seine Freude und seine Zufriedenheit in Europa gelassen; im Unmuth oder in Verzweiflung entfernte er sich aus dem geliebten Heymathland, allgemach legte sich der Sturm der Leidenschaften, und wie er kühlern Blutes über seinen Zustand nachdenken konnte, sah er sich auf einmal durch unermessliche Meere von den Seinigen getrennt. Alles ist vergessen, was ihn aus dem Land der Geburt entfernte, seine Phantasie treibt das grausamste Spiel mit den Sinnen und hält ihm das reizende Gemälde der Jugendtage und der Vergangenheit mit immerwährender Qual vor. Er schliesst sich einem Freund oder einer Freundin an, um in ihr Herz die Geheimnisse seiner Leiden auszugiessen und Trost und Aufmunterung für die Zukunft zu finden. Heller blickt sein Auge in die weite Schöpfung, die wohlthätige Hoffnung keimt wieder in seinem Busen, doch während er, neu belebt, sich muthig empor richtet, reisst die kalte Hand des Todes die Geliebten von seiner Seite und wirft ihn auf's Neue in die Arme der Verzweiflung. Diese entscheidet über sein künftiges Leben und versetzt ihn gewöhnlich in den Zustand moralischer und physischer Sorglosigkeit.

Unverheyrathete Europäer wohnen und speisen entweder bey andern Verheyratheten, oder haben eine eigene Hauswirthschaft, welche durch eine inländische Weibsperson geführt wird. Diese halten gewöhnlich Köche, mit einem monatlichen Gehalt von 12 bis 15 Gulden. Die Hausmieth steht in Verhältniss mit der Beschaffenheit und Lage der Wohnung, und steigt von 15 Gulden, welches ungefähr der Miethpreis eines kleinen Häuschens von Bambus ist, zu 200 bis 300 Gulden monatlich für ein gemauertes und wohlgelegenes Wohnhaus.

Wer sich so viel wie möglich mit indischen Speisen, der nöthigsten Dienerschaft und wenigen Pferden begnügt und sich überhaupt einschränkt, kann ziemlich wohlfeil leben. Jedoch ist der Unterschied zwischen *Batavia* und andern Gegenden der Insel sehr gross, da alle Bedürfnisse an erstgenanntem Orte wohl um die Hälfte theurer sind und man daselbst einigermassen verpflichtet ist, mehr Aufwand zu machen, da sich der Hauptsitz der Regierung dort befindet und auch die inländischen Beamten und Chinesen auf einem hohen Fusse leben.

Beschäftigung der Beamten im Allgemeinen.

Die täglichen Beschäftigungen und Arbeiten der verschiedenen Kollegien nehmen gewöhnlich um acht Uhr des Morgens ihren Anfang; hören aber nicht gleichzeitig auf, indem einige kaum bis um ein Uhr, andere aber bis um vier Uhr zu thun haben. Die meisten Europäer wohnen, der Gesundheit oder anderer Ursachen wegen, höher in dem Land, oft zwey und mehr Stunden

weit von dem Bureau entfernt, und müssen also täglich eine ziemlich starke Spatzierfahrt machen. Sie haben meistens leichte Cabriolets, auf zwey Rädern, Bedy genannt, blos mit einem Pferd bespannt und sind damit äusserst schnell an dem Ort ihrer Bestimmung.

Bisher waren die meisten Departemente der öffentlichen Verwaltung, besonders die verschiedenen Finanzkollegien und die Druckerey, in dem *Kantor baro* (neuen Bureau) vereinigt. Die Bureaux der Residenz, Polizcy, Marine, Justiz &c. und die Administration der Waaren-Niederlagen waren in der Stadt selbst, werden aber gegenwärtig wahrscheinlich grösstentheils in dem durch den Marschall Daendels gegründeten, im ersten Heft erwähnten Gebäude, zu *Wetvreden* seyn.

Die meisten Beamteten können wegen der grossen Anzahl von Angestellten nicht über zu viele Arbeit klagen, wenn sie alle Tage nur etwas wenig thun, damit sich die Geschäfte nicht zu sehr anhäufen. Die meiste Schreiberey besteht in der Verfertigung von Duplikaten und Triplikaten, welche der indischen Regierung und dem Ministerium in Holland zugeschickt werden müssen. Für diese mechanische Arbeit hat man aber beynahe auf jedem Bureau eine Menge von Liplappen *) (Kreolen), die sich wie dienstbare Geister mit diesem lästigen Geschäfte befassen.

Um zwölf Uhr stehen gewöhnlich die Arbeiten auf den meisten Bureaux still, indem die Herren Schreiber bis um ein Uhr ein Intermezzo aufführen und sich bey einem Restaurateur mit Speise und Trank erquicken. Für diese Erfrischungen (Versnaperingen) werden Bons abgegeben und Mancher sieht am Ende des Monats auf der Rechnung des Restaurateurs, dass er den grössten Theil seiner Einkünfte vernascht (versnoept) hat.

Es giebt oft recht komische Scenen, wenn nach dem Ablauf des Monats die Beamteten bezahlt werden, indem viele an jeder Strassenecke und bey dem Eingang ihrer Wohnungen von Leuten begrüsst werden, die ihnen mit der höflichsten Verbeugung Bons und Rechnungen übergeben. Man giebt diesen Cassirern den Spitznahmen Bären und sucht natürlich solchen gefährlichen Geschöpfen auf alle nur mögliche Art auszuweichen. — Von allen Gläubigern sind alsdann die Chinesen die unverschämtesten, welche vor der Thüre ihres Schuldners sehr laut werden und in ihrer übeltonenden Sprache einen Lärm machen, als wenn das ganze Vermögen auf dem Spiel stünde. Da sie in den europäischen Sprachen geschriebene Bons nicht lesen können, so gehen sie mit denselben bald zu diesem, bald zu jenem Herrn, fragen nach dem Inhalt und machen auf diese Art ihre Eischen und das Unvermögen der Debitoren überall bekannt.

Ich finde es überhaupt sehr erniedrigend und tadelnswürdig, wenn ein Europäer bey einem Indianer etwas auf Kredit kauft; denn dadurch setzt er, so zu sagen, einen Meister über sich und muss oft in der Ausübung seiner Berufspflichten persönliche Rücksichten gebrauchen, die für das allgemeine Wohl und seine eigene Ehre nachtheilig sind.

Die Indianer sind grösstentheils (wahrscheinlich aus guten Gründen) misstrauisch und fragen gewöhnlich denjenigen, welcher bey ihnen Kredit haben will: „*tuwan makan gadji brapa?*“

*) Von diesen nachher ein Mehreres.

Wie gross sind die monatlichen Einkünfte des Herrn? *) Zeigt ihnen die Antwort, dass sie mit keinem wichtigen Beamteten zu thun haben, und dass er ihnen, vermöge seines Wirkungskreises, weder nützen noch schaden kann, so machen sie viele höfliche Entschuldigungen, nennen alle Herren, an welchen sie noch zu fordern haben, und sagen oft, sie seyen nicht die Eigenthümer der Waaren, sondern dürften dieselben blos in Commission gegen baare Bezahlung verkaufen.

Künste und Wissenschaften.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Künste und Wissenschaften zu *Batavia* oder auf der Insel *Java* überhaupt, lässt sich nicht viel Besonderes sagen. Der Egoismus unterdrückt die edeln Keime zu höherer Bildung, und das eifrige Bestreben jedes Einzelnen, geschwind und mit wenig Mühe reich zu werden, ist beynahe das Summarium aller Künste und Wissenschaften. Es besteht zwar ein gewisser Verein unter dem vielversprechenden Titel: *Batavische Gesellschaft von Künsten und Wissenschaften*, deren Verhandlungen aber sich auf sehr Weniges beschränken. Eine mittel-mässige Bibliothek, die einzige im Lande, steht blos für die Mitglieder offen. Wer also lesen will, muss die Bücher bey Kaufleuten (eigentliche Buchhändler giebt es keine) zu hohen Preisen ankaufen, ohne je eine Gelegenheit zu finden, dieselben ohne beträchtlichen Schaden wieder veräussern zu können. Zudem dienen die Werke, welche man sich auf diese Weise verschaffen kann, gewöhnlich nicht zu wissenschaftlicher Bildung, sondern meistens zu blossem Zeitvertreib.

Der letzte General-Gouverneur, der Rath von Indien *Müntinghe*, der Professor Emeritus *Ross* und einige andere verdienstvolle Männer waren die einzigen Stützen erwähnter Gesellschaft, welcher Aufgabe war, tiefer in das Heiligthum der Natur einzudringen und die gemachten Beobachtungen und Resultate nach dem Mutterlande zu senden. Den schönsten Erfolg hatten die Bemühungen der Herren *Rhynwart* und *Blume* **). Das Fach der indischen Flora insbesondere lieferte einen reichen, mannigfaltigen Stoff zur Nachforschung und Bearbeitung. Ebenso die andern Zweige der Naturkunde. Zur Ehre dieser wackern Männer (wer huldigt nicht gerne wahrem Verdienst?) muss ich bemerken, dass dieselben allen Hindernissen und Gefahren, womit dergleichen Unternehmungen in einem solchen Lande und Clima verbunden sind, muthig trotzten, sich Wege durch Urwälder und Wildnisse bahnten, die Gipfel der höchsten Berge bestiegen, Vulkane, Mineralquellen u. dgl. untersuchten, Sammlungen von Seltenheiten verschiedener Art nach Europa in das vaterländische Museum schickten und in jeder Hinsicht ihre Bestimmung rühmlichst vollbrachten.

*) Wörtlich heisst es: wie viel Lohn isst der Herr?

***) Welche aber, so viel mir bekannt, nicht als Mitglieder der Gesellschaft, sondern von dem holländischen Ministerium eigens dazu ernannt, im Fache der Naturgeschichte arbeiteten; so dass das Verdienst einzig und allein der Regierung zukommt.

Einige junge hoffnungsvolle Männer unterlagen mitten auf ihrer edeln Laufbahn den Wirkungen des Clima's oder einem unglücklichen Zufall. Unter andern wurde vor ein Paar Jahren ein Deutscher, Namens *Müller*, während seiner zweyten Reise nach den unbekanntten innern Gegenden der Insel *Borneo*, von dem wilden Stamme der Dayaker zusammt seiner ganzen Begleitung ermordet. — Im Jahr 1827 langten auf das Neue einige durch die holländische Regierung angestellte deutsche Gelehrte an *), um die Nachforschungen im Fache der Naturgeschichte auf den verschiedenen Inseln fortzusetzen, und man darf von ihrem Eifer und ihren Kenntnissen hoffen, dass das Resultat ihres Strebens den Absichten des Ministeriums vollkommen entsprechen werden. Auch ein Franzose, Namens *Diard*, verdient hier ehrenvoller Erwähnung. Derselbe verbindet viele naturwissenschaftliche Kenntnisse mit einer unermüdeten Thätigkeit und leistete schon seit mehrern Jahren hinsichtlich verschiedener Anpflanzungen wichtige Dienste. Da er seit seinen Jünglingsjahren die französischen Kolonien, *Hindostan* und andere Länder bewohnte oder bereiste, so ist sein Körper abgehärtet und wird den Wirkungen des javanischen Clima's am besten Widerstand leisten können.

In Hinsicht der maleyschen Sprachkenntniss zeichnet sich der Herr *Roorda van Eisinga* rühmlichst aus. Er hat schon mehrere maleysche Handschriften in die holländische Sprache übersetzt und ein ziemlich vollständiges Wörterbuch verfasst. — Auch die Herren *Elout* und *van Angelbeck* verdienen in dieser Beziehung erwähnt zu werden. — Man besitzt eine maleysche Grammatik (Spraakkonst) von *Werndly*, die vorzugsweise gebraucht wird; eine Bibel, *El kitab ya itu, segala surat perdjandjian lama dan baro*, einen Katechismus *pang adjara agama*, eine Uebersetzung der Psalmen u. a. m., die den Verfassern zur Ehre gereichen. — Ich übergehe einige andere Schriften dieser Art mit Stillschweigen, um einen wichtigen, viel besprochenen Gegenstand zu berühren, nemlich den

Zustand, Fortgang und Nutzen der Missionen.

Jeder Mensch hat in Hinsicht dieser Anstalten seine eigenen Ansichten und Begriffe; alle werden aber bey gehöriger Sachkenntniss darin übereinstimmen, dass der Zweck löblich sey, aber durch die bisher angewendeten Mittel unmöglich genügend habe erreicht werden können.

Dass die Einführung und Ausbreitung des Christenthums von allgemeinem Nutzen seyn würde, darf nicht bezweifelt werden. Die Tugenden, welche diese Religion ihre Bekenner lehrt, und die Grundsätze, welche ihre Basis ausmachen, sind von der Art, um überall Menschenliebe, Sanftmuth, Bildung, nützliche Wissenschaften, Glück und Segen zu verbreiten; — die Erde wäre ein Ort der Freude und Glückseligkeit, wenn ihre Bewohner im Geist des wahren Christenthums leben würden.

*) Unter andern *Maklot* und *Boye*; letzterer starb leider nicht lange nach seiner Ankunft. Auch der erstere muss ungeachtet seiner kräftigen Constitution bald unterliegen, wenn er bey seinen wissenschaftlichen Ausflügen nicht mehr Rücksichten auf das Clima nehmen wird.

Jeder vernünftige Mensch trägt die wichtigsten Lehren und Vorschriften des Christenthums in seinem Innern, und eine geheime Stimme beurtheilt seine Gedanken und Handlungen. Wie leicht ist es also, auch die halbwilden Naturkinder Schritt für Schritt damit bekannt zu machen und sie dafür einzunehmen; man braucht ja nur den Ausspruch ihrer innern Gefühle zu erklären, oder Gefühle, die schlummern, zu wecken, nicht zu erschaffen.

Das Fehlerhafte der gegenwärtigen Missionen besteht in Thatsachen, die leider schon seit Jahrhunderten vergebens gerügt worden sind. Ich will in möglichster Kürze dasjenige bemerken, wovon ein guter Fortgang dieser Anstalten abhänge und was im Allgemeinen in dieser Hinsicht geleistet wird.

Vor allem muss sich der Missionär durch sein moralisches und physisches Leben vortheilhaft auszeichnen und Achtung und Verehrung (verwandte Gefühle) erzeugen, um dadurch die Herzen derjenigen einzunehmen, welchen er eine neue Lehre predigen will, für die er so zu sagen allein als Bürge oder Gewährsmann dasteht. Er muss nicht nur viele Kenntnisse, sondern auch die Gabe der Mittheilung besitzen und in seinem Vortrag Würde und Ernst mit Herablassung und Güte paaren. Seine ganze Wirkungskraft kann nur aus dem Vertrauen des Volkes hervorgehen, und bloß wenn er dieses in vollem Maasse besitzt, kann er nach und nach die Menschen zur Anerkennung seines wohlthätigen Zweckes und zur Ueberzeugung erheben, dass die Befolgung der neuen Glaubenslehre sie für Gegenwart und Zukunft glücklicher machen werde. — Ein unumgängliches Bedürfniss ist die Kenntniss der Landessprache; durch diese allein wird er mit dem wahren Charakter, den Eigenthümlichkeiten eines Volkes und mit der Art und Weise bekannt, wodurch er seinen Bemühungen am leichtesten Eingang verschaffen kann.

Der Missionär soll weder Geschenke, noch List oder Zwang anwenden, um Andersglaubende zur christlichen Religion zu bewegen. Denn dieselbe bedarf keiner Verführungskünste, indem schrittweise und mit Sanftmuth die Wahrheit auch den rohesten Naturmenschen beygebracht werden kann. Ränke, wie sie auch heissen mögen, welche gebraucht werden, um Proselyten zu machen, entehren die Religion und verfehlen des Zweckes. Jeder auch nur mittelmässige Verstand entdeckt sie am Ende, und muss nothwendig gegen Neuerungen misstrauisch werden, welche man auf diese Weise einzuführen sucht.

Ein Missionär sollte eigentlich sein ganzes Leben ausschliesslich einer Gegend widmen, deren Umfang es ihm möglich machen würde, die Pflichten der Seelsorge gehörig erfüllen zu können. — Was hilft die Theorie des Christenthums, wenn die erhabenen Lehren nicht praktisch in das Leben eingreifen? Sein Schicksal ist dann das eines schönen Blumengartens, den man in einer Wildniss anlegen und ohne fernere Wartung verlassen würde; — die Aussaat müsste bald unter dem Unkraut ersticken, die Arbeit würde verloren und in kurzer Zeit jede Spur der Anlage verschwunden seyn.

Der Glaubens-Prediger sollte meines Dafürhaltens besondern Fleiss anwenden, um einige der fähigsten Neophyten zu Gehülfen in seinen Verrichtungen zu bilden, und mittels derselben Schulen errichten und so das wohlthätige Licht allgemeiner verbreiten. Diese Handlungsweise würde sicher von unendlichem Nutzen seyn.

Wenn man aber den Zweck der Sendung erfüllt und recht viel oder vielmehr Alles gethan zu haben glaubt durch die blosse Ceremonie des Taufens an einer Menge von Heiden oder Ungläubigen, so sehe ich nicht nur nichts Verdienstliches, sondern vielmehr Tadelnswürdiges in einem solchen Unternehmen. Denn abgerechnet, dass man dadurch das Christenthum entehrt und dessen erste Mysterien entheiligt, so schadet man dadurch diesen Menschen hauptsächlich in moralischer Hinsicht. — Gewöhnlich geniessen die sogenannten Bekehrten gewisse Vorrechte *), zu deren Erlangung der blosse Name Christ hinreichend ist. Aber ich muss offenherzig gestehen, dass ich stets, aus verschiedenen Rücksichten, mehr Vertrauen in einen Mahometaner oder Hindu, als in diese Art Menschen setzte. Wie könnten sie auch auf dasselbe Anspruch machen, da sie ohne Ueberzeugung, blos aus Interesse, den Glauben ihrer Väter verliessen? Uebrigens sind diese armseligen Getauften nicht sehr gewissenhaft und ändern ihren Glauben, so oft es ihnen Vortheil bringt.

Es ist demnach höchst sonderbar und nach meinen Ansichten nicht zu entschuldigen, wenn Missionäre, gleichviel von welcher Confession, den Zweck ihrer Sendung erreicht, ihren Pflichten hinsichtlich der Anstalten, durch welche sie unterstützt werden, Genüge geleistet, und der Menschheit einen grossen Dienst erwiesen zu haben glauben, wenn sie das Taufwasser über eine Anzahl Heiden ausgegossen und denselben damit angekündigt haben, nun seyen sie Christen geworden **). Und solche giebt es, leider! nur allzuvieler, die nicht bedenken, dass ihr Verdienst grösser wäre, einen guten Christen gebildet, als Legionen getauft zu haben. — Viele verbinden mit ihrer apostolischen Sendung merkantilische Spekulationen, um durch allerlei Mittel ihre zeitlichen Umstände zu verbessern. In dieser Hinsicht sind die protestantischen Missionäre (man schreibe diese Aeusserung keinem Vorurtheil zu!) am tadelnswürdigsten, weil sie von den Missions-Anstalten im Mutterlande sehr reichlich besoldet werden. Wenn der Glaubens-Prediger, und überhaupt jeder Geistliche, sein Amt blos als ein Gewerbe oder Handwerk betrachtet und sich demselben des Unterhaltes oder Gewinnes wegen, ohne innern Beruf, widmet, so können die Folgen nicht zweifelhaft seyn. Ich schliesse diese kurzen Bemerkungen, welche ich mit Wahrheit und Ueberzeugung niederschrieb, und wünsche, dass eine fähigere Feder dieselben umfassender entwickeln möge.

Er z i e h u n g s - A n s t a l t e n .

Man hat in mehrern Gegenden der Insel öffentliche und Privat-Schulen, bey welchen europäische, durch die Regierung angestellte Lehrer und Lehrerinnen zur Bildung der Kinder von Europäern und Kreolen angestellt sind. Die vorzüglichsten bestehen in *Batavia* und seiner

*) In den molukkischen Inseln, *Java* und andern Gegenden wird den getauften Indianern das Tragen von Schuhen erlaubt, was sonst nur Personen von fürstlichem Stande thun dürfen; die Männer werden zur Auszeichnung *Sarani*, *Natsarani* (Natzarener), auch *Sinjo* (wahrscheinlich von Segnor, aus den Zeiten der Spanier und Portugiesen her) und die Frauen *Nonja* geheissen. Die schwarzen getauften Damen stehen durch dieses Vorrecht den europäischen Frauenzimmern gleich, indem, die Gemahlin des jedesmaligen Gouverneurs ausgenommen, welche *Nonja besar* (vornehme, grosse Frau) heisst, alle übrigen ebenfalls blos *Nonja* genannt werden.

***) Man hat mich auf *Batavia* versichert und man findet die Erzählung in Denkschriften von Augenzeugen, dass der Marschall *Daendels*, zur Zeit der französischen Herrschaft Gouverneur von *Java*, einige hundert *Amboineser* in Reihe und Glied habe stellen und mittelst einer Feuerspritze taufen lassen.

Umgehend, wo die Jugend in den nothwendigsten Kenntnissen und auch in den zum Vergnügen gehörenden Fächern, wie Zeichnen, Tanz und Musik, Unterricht geniessen kann. — Vor wenigen Jahren wurde zu *Molenliet*, nahe bey *Batavia*, ein Institut für Mädchen errichtet und drey kenntnissvolle Lehrerinnen dabey angestellt, welche anfänglich zu den schönsten Hoffnungen berechtigeten, indem sie ledigen Standes *) waren und demnach ihre Zeit, Neigungen und Gedanken einzig auf die Erziehung der Zöglinge hätten verwenden können. Bildung, Schönheit und Jugend zogen aber bald einige Anbeter in das weibliche Heiligthum. Eine der Lehrerinnen legte ihre Stelle nieder und heyrathete einen Offizier; eine zweyte wurde die unglückliche Gattin eines Glücksritters, der sie bestahl und verliess; das Loos der dritten ist mir unbekannt geblieben. — Ich will weder die Regierung tadeln, welche zur Errichtung dieser Anstalt und zu Besoldung der Lehrerinnen, ohne diese wenigstens für eine gewisse Zeit zu binden, grosse Summen nutzlos ausgab; noch die Handlungsweise der Lehrerinnen selbst tadeln, die, dem Andrang der Liebesbewerbungen nachgebend, vielleicht zu frühe ihren Wirkungskreis verliessen und dadurch die Erwartungen des Ministeriums und die Hoffnungen vieler Eltern vereitelten.

Eine gewisse Wittve *Gronovius* und ihre Tochter, Gattin eines Schweizers von Iverdon, sind Vorsteherinnen einer weiblichen Privatschule für Kreolinnen und verdienen alles mögliche Lob, indem sie seit vielen Jahren in Hinsicht der Erziehung dieser Mädchen sehr vieles geleistet haben.

Es werden auch in verschiedenen Fächern besondere Unterrichtsstunden gegeben und jede einzeln mit zwey bis drey Gulden bezahlt.

In allen Dörfern von einiger Bedeutung findet man Schulen für die Indianer, welchen mahometanische Priester vorstehen. Maleysche und javanische Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Beten und Psalmen singen sind die vorzüglichsten Lehrgegenstände.

Erheiterungs-Anstalten der Europäer.

T h e a t e r.

Es ist unbegreiflich, dass man zu *Batavia* keine Schauspieler von Beruf findet, da doch das Publikum die Vorstellungen auf der Bühne ungemein liebt und keinen Aufwand scheut, dieselben recht glänzend ausführen zu lassen. Eine geschickte Gesellschaft würde daselbst unstreitig bald

*) Die Anführung dieses Grundes wird manchem unbillig scheinen; wenn man aber die Verhältnisse eines solchen Instituts zu *Batavia* kennt, so wird man denselben ohne Zweifel richtig finden.

ihr Glück machen; denn bisher spielten nur Liebhaber, von denen nicht selten einer entweder nothgedrungen oder aus Laune wegblich und dadurch die Aufführung des Stückes unmöglich machte. Ueberdies giebt es keine Frauenzimmer, welche Rollen übernehmen; man muss es sich also gefallen lassen, bärtigen Grazien zu huldigen. Ich meinerseits konnte das empörte Gefühl nie unterdrücken, wenn ich einen Mann im Weiberrock erblickte. Die Nachahmung von Stimme, Gang und Geberden mag noch so täuschend, Gesicht und Aeusseres selbst noch so viele Aehnlichkeit haben, das Interesse verschwindet durch die peinliche Gewissheit, dass ein Mann die Rolle einer Frau spiele.

Das Theater zu *Wetevreden* ist ein schönes Gebäude, an dessen Vorderseite der Sinnspruch zu lesen ist: *Ut desint vires tamen est laudanda voluntas* (wenn auch die Kräfte fehlen, ist doch der Wille löblich). Die Dekorationen des Innern und der Bühne insbesondere sind schön. Die Theater-Gesellschaft hat immerwährend einen Maler und einen Schneider in ihrem Dienst, von denen jeder einige hundert Gulden monatlicher Besoldung zieht. Der letztere weiss aber seine Emolumente noch um ein Beträchtliches zu vermehren. Gewöhnlich wird jeden Monat eine Vorstellung gegeben, wobey, wie leicht zu erachten, die Einnahme sehr gross seyn muss, wenn damit die Kosten sollen gedeckt werden.

Mit Ausnahme des General-Gouverneurs, welcher mit seinem Staab die einzige vorhandene Loge einnimmt, besteht eine gänzliche Gleichheit in Hinsicht der Plätze. Die Vorstellungen nehmen erst dann ihren Anfang, wenn der General-Gouverneur erschienen ist, welcher jedesmal durch das Orchester mit einer beliebten National-Arie empfangen wird. Das Eintritts-Billet für einen Bürger kostet fünf holländische Gulden, für Offiziere und Damen drey. — Ungeachtet der früher bemerkten Inconvenienz in Hinsicht der Spielenden und des ziemlich hohen Preises, strömt das gebildete Publikum von nahe und ferne herbey, so dass bey einer jedesmaligen Vorstellung eine Anordnung erscheint, nach welcher die grosse Menge von Kutschen und Cabriolets vor- und wegfahren muss.

Die Theater-Gesellschaft verlor eine ihrer grössten Stützen in der Person des Herrn *Bovier*, Chef des Sanitäts-Departements der Niederländisch-Indischen Besitzungen; — ein Mann, der sich durch sein edles Herz sowohl als seine vielen ausgebreiteten Kenntnisse auszeichnete und allgemein geachtet und geliebt war.

Ein zweytes kleines Theater wurde zur Zeit meiner Anwesenheit auf *Java* von den Militairs in ihrer Campements-Cantine gegründet, auf welchem einige Frauen derselben spielten. Der General-Gouverneur und viele Standespersonen beehrten diese Bühne mit ihrer Gegenwart und sahen verschiedene Stücke über alle Erwartung gut ausgeführt. Schade! dass sich unter den gebildeten Zuschauern dort oft rohe Leute einfinden, die keinen wahren Sinn für eine solche angenehme Erheiterung haben und nur deswegen daran Theil zu nehmen scheinen, um das Vergnügen Anderer zu stören.

G e s e l l s c h a f t s - H ä u s e r .

Das vornehmste und am meisten besuchte Haus dieser Art ist das grosse, schöne Gebäude der *Harmonie* zu *Ryssnyk*, wo öfters Bälle und Gastmähler gegeben werden, und wo man jeden Abend eine Gesellschaft von Herren findet, die durch Spiel oder Gespräche über Tages-Neuigkeiten einige Stunden zubringen. Die wirklichen Mitglieder der Gesellschaft müssen ein Eintrittsgeld und einen monatlichen Beitrag entrichten, woraus jeden Monat die Kosten eines Balls und Gastmahls, der Unterhalt von Zimmern, Bedienung, Beleuchtung u. dgl. bestritten werden. Das andere heisst *Concordia*, befindet sich in der Stadt *Batavia* selbst und wird meistens von Kreolen, Kreolinnen und wenigen Europäern besucht. Die Gesellschaft könnte füglich den Namen *Discordia* annehmen, denn nicht selten läuft eine ihrer Zusammenkünfte feindlich ab.

Man bildet auf *Java* sehr gerne Gesellschaften und findet darin wirklich eine der schönsten Erheiterungen. Allein selten besteht eine derselben eine lange Zeit, indem die Mitglieder alle Augenblicke gewärtig seyn müssen, in Folge ihrer Aemter oder Geschäfte nach andern Gegenden versetzt zu werden.

F r e y m a u r e r - L o g e n

giebt es einige auf *Java*: in *Batavia*, *Samarang* und *Surabaya*. Die beyden vorzüglichsten sind zu *Jakarta*, in der Nähe von erstgenanntem Orte, und heissen: *La vertueuse* und *la fidèle sincérité*. Die Javaner nennen diese Häuser *ruma setan* *) (Teufels-Wohnungen), weil man sie wahrscheinlich durch physische Experimente zurückschreckte, um ihr neugieriges Zudringen zu verhindern. **) Diese Logen stehen unter dem Schutze des National-Grossmeisters in Holland, einem Prinzen vom königlichen Geblüte.

M u s i k i m F r e y e n .

Alle Sonn- und Donnerstage, Nachmittags um fünf Uhr, begiebt sich das Musik-Corps der in *Weltevreden* befindlichen Truppen auf eine schöne Ebene (*parade plein*) mitten in dem Campement gelegen, und spielt daselbst verschiedene Stücke. Kutschen, Cabriolets, Reiter und Fussgänger bilden einen weiten Kreis um dasselbe. Die galanten Herren verlassen gewöhnlich ihre

*) Das auf *Java* befindliche Dampfschiff heissen sie gleichfalls Teufels-Schiff.

**) Es ist auch wohl in Europa Sitte, natürliche Ereignisse, die der beschränkte Geist nicht fassen kann, dem Teufel zuzuschreiben.

Wagen, um den anwesenden Damen die Aufwartung zu machen. Man könnte das Zusammentreffen an diesen Tagen füglich ein allgemeines Stelldichein nennen, denn sehr viele, die einander, diese Gelegenheit ausgenommen, sonst selten sehen können, kommen, durch diese angenehme Abend-Unterhaltung angezogen, zusammen.

W e t t r e n n e n .

Seit ungefähr drey Jahren wurde auch diese öffentliche Lustbarkeit durch einige Liebhaber, besonders Engländer, eingeführt. Der Tummelplatz ist auf der Königs-Ebene (*Koningsplein*), nahe bey *Weltevreden*, welche hierzu sehr wohl geeignet ist. Die Indianer, welche dabey als Bereiter gebraucht werden, können in Fertigkeit mit den vorzüglichsten Jokey's wetteifern.

D a s B e s u c h e n d e r T o k o ' s .

Die Kaufläden, Gewölbe oder Handlungs-Comptoirs werden gewöhnlich durch das Wort *Toko* bezeichnet. Auf *Java* beschränken sich die Kaufleute nicht, wie in Europa, auf einen besondern Gegenstand des Handels. Man findet bey einem und demselben alle jene Artikel, welche in Europa in zehn und mehr Häusern gesucht werden müssten. Es ist demnach ein sehr anziehendes Vergnügen, von Zeit zu Zeit einige dieser *Toko's* zu besuchen, um die verschiedenen neu angekommenen Waaren zu betrachten. Auch wenn man nichts kauft, wird man mit Höflichkeit empfangen, und jedem Bekannten werden Erfrischungen, welche immer bereit stehen, angeboten. Die *Toko's* sind meistens sehr angenehm durch die darin herrschende Kühle, so wie überhaupt alle von Europäern in *Batavia* gebauten Häuser dieses Vortheils genießen.

Endlich gehören zu den vorzüglichsten Vergnügungen des Europäers das Fahren oder Reiten in der Kühle des Morgens oder Abends, das freundschaftliche, wechselseitige Zusammenkommen von Familien, und der Ausflug von Samstag bis Montag auf das Land, welches man in *Batavia djalan udik* (Reise ins Oberland) nennt. Dieses ist in der That eine der schönsten, genussvollsten Erholungen und beynahe die einzige, welche die traurige, immer wiederkehrende Erinnerung an den unermesslichen Abstand vom Vaterland zu versüssen vermag.

Schilderung der übrigen auf Java wohnenden Nationen.

Kreolen.

Unter dem Wort Kreole wird der Sprössling einer vermischten Ehe (oder vielmehr vermischter Abkunft), nämlich von einem europäischen Vater und einer indianischen Mutter verstanden. Man nennt aber auf *Java* diese Menschengattung überall *Liplappen*, welcher Ausdruck meines Bedünkens seinen Ursprung in einer spöttischen Bezeichnung ihrer Gesichtsbildung hat, indem die meisten Kreolen nicht nur in Hinsicht der Haare, Augen, Nase und Farbe, sondern vorzüglich wegen den aufgeworfenen Lippen, ihre Abkunft von mütterlicher Seite nicht verläugnen können.

Ich kann wenig Gutes von ihnen sagen, denn ich machte während meinem mehrjährigen Aufenthalt die traurige Erfahrung, dass sie alle Untugenden, welche den Europäern und Indianern jeden insbesondere eigen sind, in vollem Masse vereint besitzen. Die lipplappischen Jünglinge genossen gewöhnlich eine oberflächige, schlechte Erziehung, indem ihre Eltern, wenn sie auch noch so reich sind, Bedenken tragen ihre Söhnchen nach Europa auf Schulen zu senden oder sie auf *Java* selbst einem geschickten und braven Manne anzuvertrauen. Es ist unmöglich, dass aus einem Kinde etwas gutes werde, welches von Eltern und Slaven vernachlässigt oder durch derselben Beyspiel selbst zu schlechten Handlungen verleitet wird. Ich würde es auch keinem Slaven anrathen, die Unarten des *Sinjo's* (junger Herr) oder der *Nona* (Töchterchen) mit Worten oder thätlich zu rügen. Eine grobe Misshandlung von Seite seiner Herrschaft wäre die unausbleibliche Folge davon. Wenn hingegen ein kleines Kind, das kaum gehen kann, seine Wärter oder Wärterinnen schlägt, quält und beschimpft, so freuen sich die liebenswürdigen Eltern und erzählen Allen, die es hören wollen, von der frühen Verstandes-Entwicklung desselben.

Zorn, Rachsucht und Lügen sind die ersten Neigungen die in ihnen entwickelt werden und stufenweise, aber sehr frühe, werden auch alle übrigen Leidenschaften ausgebildet. Mancher Vater dieser Unglücklichen, den man übrigens einen rechtschaffenen Mann nennen würde, trägt für seine Kinder oft nicht so viele Sorge als für seine Pferde. Diese beschaut er doch täglich selbst einigemal und erkundigt sich nach ihrem Befinden und ihrer Behandlung; sein Edelstes aber, übergiebt er ohne fernere Sorge, solchen Leuten, von denen man weder fordern noch erwarten kann, dass sie ihre Pflichten beobachten.

Die Kinder wachsen, weil es für die Eltern zu langweilig wäre, sich mit ihnen abzugeben, unter Slaven oder Bedienten auf, gewöhnen sich an deren Sitten und Unarten und sind oft Zeugen solcher Gespräche und Handlungen die ihre Herzen für die ganze Zukunft vergiften. Ich könnte manche Thatsache anführen, um die traurige Wahrheit, meiner nur sehr schwachen Schilderung darzuthun; allein ich will mich dessen enthalten, um das Gefühl meiner Leser zu schonen.

Schreiben und lesen, tanzen und reiten, sind beynahe die einzigen Fächer, worin die Knaben Unterricht erhalten. Obwohl sie gewöhnlich die holländische Sprache sehr fehlerhaft schreiben und sprechen, so finden sie doch, vermöge einiger Protection, auf den Bureaux der

Regierung einträgliche Anstellungen, und verdrängen, so unbeholfen sie auch übrigens sind, dennoch manchen geschickten Europäer. Ihr Hauptgeschäft besteht im Abschreiben von Briefen, welches sie oft verrichten ohne ein einziges Wort zu verstehen.

Die Erziehung der Kreolinnen, oder weiblichen Liplappen, ist keineswegs besser als die bereits angeführte; denn wenn auch Eine bisweilen ein paar Jahre in einem Institut bleibt, macht dies wohl eine Ausnahme, kann aber meiner Schilderung des allgemeinen Zustandes der Erziehung nicht entgegen gehalten werden, um so weniger, da auch der Eindruck dieser empfangenen Bildung sehr vorübergehend ist und in kurzer Zeit keine Spuren mehr davon wahrzunehmen sind.

Trägheit, Stolz, Rachsucht und Wollust sind die Hauptzüge ihres Charakters. Eines oder mehrere dieser Laster trifft man sicher immer bey denselben an.

Ich hatte oft ein herzliches Bedauern mit diesen Geschöpfen, wenn ich dieselben in Gesellschaft europäischer Frauen antraf. Da die meisten bloss einige Worte holländisch sprachen, waren sie genöthigt, sich in Gegenwart ihrer Slaven, malay'sch auszudrücken. Sie bildeten sich jedoch sehr viel ein, dieses, ihre Mutter-Sprache, besser als die Europäerinnen zu verstehen und sagten ihren Bedienten im Vertrauen: „*itu nonja trada mangarti satu apa.*“ (Diese Dame versteht auch gar nichts). Man kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man eine Liplappin reden hört, die manchmal höchstens 20 holländische Worte versteht. Sie bringt dieselben alle Augenblicke zum Vorschein und thut sich damit nicht wenig auf ihre Sprachkenntniss zu gute. Zum Beweise hier einige Beyspiele.

Itu Mynbeer Kurang opvoeding —
Diesem Herrn mangelt Erziehung.

Mynbeer ada zonder Kassian —
Der Herr ist ohne Erbarmen.

Mevromo punja budjang ada baë baë onbeleefd —
Madam Ihr Knecht ist sehr unhöflich.

*Saya punja schoenen ada *) vuil* —
Meine Schuhe sind schmutzig.

Auch in Bezug auf die körperlichen Reize müssen sie den Europäerinnen nachstehen, denn sowohl hierin, als in Hinsicht des Charakters und der Bildung, machen einzelne Ausnahmen keine allgemeine Regel. Ihr Gang (meines Dafürhaltens, ein vorzüglich zu beachtender Gegenstand weiblicher Anmuth) ist gewöhnlich schleppend und unbeholfen. Dazu mögen die chinesischen Pantoffeln vieles beytragen. Uebrigens hängt gewiss der Gang des Menschen, wo keine natürlichen Fehler vorhanden sind, wie die andern Bewegungen des Leibes, von dem geistigen Uebergewicht, der Kraft des Willens über den thierischen Mechanismus des Körpers, ab. Was könnte man nach Beherzigung des gesagten und Anerkennung dieser Meinung besseres erwarten?

*) *Ada* wird in der ein- und vielfachen Zahl gebraucht.

Es ist sehr leicht für einen Europäer eine solche *Donna* nebst einer reichen Aussteuer zu erhalten. Mancher lässt sich durch diesen letzten Beweggrund hinreissen und wird höchst elend. — Man kann sich die häuslichen Scenen zwischen solchen conventionellen Eheleuten vorstellen, auch ohne dass ich dieselben schildere; — der leichtsinnige oder verdorbene Mann büsst oft bald mit dem Tode seine strafbare Habsucht, wodurch er die heiligste Verbindung zur Spekulationssache herabwürdigte. Denn bei der so reizbaren Gemüthsart dieser Frauen, verschwinden die ohnehin nicht tiefbegründeten religiösen Gefühle vollends, wenn es sich darum handelt ihrer Rache Genüge zu leisten. Der Menschenfreund mag selbst urtheilen, wie ehr- und gefühllos die Europäer handeln, die ihren illegitimen Kindern, anstatt Tugend und wissenschaftlicher Bildung, bloss Geld, oft nicht einmal dieses hinterlassen; die, sich um die Folgen ihrer Fehltritte nicht bekümmern, kaum wissen, wie viele unglückliche Wesen ihnen Daseyn und Untergang zuzuschreiben haben.

Die portugiesischen Kreolen, welche sich seit der Ansiedelung ihrer Stammväter auf der Insel fortpflanzten, sind viel schwärzer als die Javaner selbst und haben im Ganzen wenig Empfehlendes in ihrem Aeussern. Die meisten sind träge und ungebildet und besitzen einen Hochmuth, der zu ihren Vermögensumständen nicht passend ist. Sie sind übrigens in Hinsicht ihrer Anzahl sowohl als Verrichtungen so unbedeutend, dass ich von ihnen durchaus nichts Bemerkenswerthes wüsste, und lieber zu der Schilderung eines merkwürdigern Volkes übergehe.

C h i n e s e r .

Die Chineser sind sehr zahlreich auf *Java* und machen einen nicht geringen Theil der Bevölkerung aus. Ihre Hauptniederlassung in und um *Batavia* ist viel beträchtlicher als die übrigen in *Bantam*, *Cheribon*, *Samarang*, *Surabaya* etc. und zwar aus der Ursache, weil sie an erstgenanntem Orte ein weiteres Feld für ihre Spekulationen haben und daselbst einen ausgebreiteten Handel treiben können. Ausserdem nehmen sie da verschiedene Monopolen der Regierung in Pacht, z. B. Fischereyen, Opium, Areeenzucker, Wayang (chines. Komödien), die Spieltische des Fo und Topho etc., verlegen sich auf Künste und Handwerke, halten Gemüsegärten, bebauen Zuckerfelder; kurz befassen sich mit allen möglichen Industriezweigen. Viele von ihnen besitzen grosse Landgüter, welche man *Tecko* heisst. Die Zeit ihrer ersten Auswanderung nach *Java*, *Borneo*, *Sumatra* und den Molucken wird in die Jahre 1643 oder 1644 gesetzt, in welchem Zeitraum die Tartaren in *China* einfielen und die alte Dynastie auflösten.

Die meisten sind aus den Provinzen, *Foo-kien* aus der Gegend von *Font-cheu*, *Suent-cheu*, *Fut-chang-si*, *Quang-tongh* (*Kanton*) und den Umgebungen von *Emoï* und *Ning-po*.

G e s t a l t u n d K l e i d u n g .

Die Farbe der Chineser ist gelblichweiss. Sie sind von mittelmässiger Grösse und, einige charakteristische oder National-Eigenheiten abgerechnet, auch nach unsern Begriffen von körperlicher Bildung wohl gestaltet. Ihre Augen sind gewöhnlich klein und in schiefer Richtung, die Ohren lang und die Backenbeine (os zygomaticum?) hervorragend.

Ihre Kleidung, selbst die der Vornehmen, ist sehr einfach und prunklos, sie übertreffen in dieser Hinsicht, alle mir bekannten civilisirten Nationen. Ein spitz zulaufender Hut oder Tudong, wie die Javaner tragen, weisse oder schwarze leinene Oberkleider, und eine Art Strümpfe von feiner Leinwand machen ungefähr die Kleidung der weniger vermögenden Klasse aus. Die Angesehenen und Reichen tragen schwarze seidene Mützen, so wie auch die übrige Kleidung aus schwarzem, blauem oder violettem Seidenzeug oder Tuch besteht. Diese tragen ebenfalls Schuhe von Seide oder Tuch, deren Sohlen von dickem Leder sind.

Gegenstände des Luxus sieht man ausser Ringe und silbernen Kästchen, in der Form eines Taschenuhr - Gehäuses wenige an ihnen; letzteres hängen sie an die Seite, um darin kleine Sachen aufzubewahren.

S p r a c h e u n d S c h r e i b a r t .

Ihre Sprache ist unangenehm und übertönend. Wenn mehrere bey einander stehen, welche ein lautes Gespräch über einen geringfügigen Gegenstand halten, so sollte man meinen, sie wären in den heftigsten Streit verwickelt. Wie bekannt, giebt es eine hohe und eine gewöhnliche chinesische Sprache, die sich im wesentlichen durch die Eleganz des Ausdruckes und den Reichthum an Worten unterscheiden. Alle Chinesen, die ich kannte, hatten den Fehler den Buchstaben *r* nicht aussprechen zu können. Selbst die *Parnakkans* (Sprösslinge aus vermischten Ehen, nämlich von Javanischen Müttern) sagen immer *l* statt des erstgenannten Buchstabens. Z. B. *lumah* st. *rumah* (Haus). *lebo* st. *rebo* (tausend). Die Chinesen schreiben in gerader Linie von oben nach unten und bedienen sich keiner Feder, sondern eines Pinsels, welcher zur Formung ihrer Schriftzüge am geeignetsten ist *). Sie gebrauchen die Decimal-Rechnung. Die Art, wie sie dieses thun, ist sehr einfach und geschieht mittelst einer hölzernen Tafel, auf welcher eiserne Stäbchen angebracht und an diesen verschiedene kleine Kugeln oder Scheiben befestigt sind, welche sie hin und her bewegen können. Eine Reihe dieser Kugeln bedeutet die Einheiten, die andere die Zehner, die Hunderte u. s. w.

*) So wird auch die arabische Sprache mit kleinen, zugespitzten Stöckchen ohne Spalten, die dünner als eine Schreibfeder sind, von der linken zur rechten Seite geschrieben.

N a h r u n g.

Die geliebteste Speise der Chinesen ist unstreitig *ikan babi*, das Schweinefleisch, dessen Gebrauch einen hauptsächlichlichen Unterschied zwischen ihnen und den Javanern ausmacht. Denn im Allgemeinen essen sie sonst wie diese Reiss, Fische, Gemüse und Dingding (getrocknetes Fleisch). Es giebt zwar noch einige Speisen, wofür sie eine besondere Vorliebe zeigen, welche aber auch andern auf der Insel wohnenden Völkern mehr oder weniger bekannt sind. Sie essen z. B. vorzüglich gern eine Art Gallerte, welche sie *Tjintjau* nennen. Man bereitet dieselbe aus einem Seegewächs (Moos), welches an den Küsten von *Java* aufgefischt wird. Ebenso werden von ihnen die Nerven von Hirschen und Büffeln sehr hoch geachtet und theuer bezahlt. Es soll eine stärkende, nahrhafte Speise seyn. *Tripang*, eine Art Polyp oder lebendes Seegewächs, wird häufig von ihnen gegessen und nach China ausgeführt. Man behauptet, dass sie auch das Fleisch des Leguan's, *Lacerta ignana L.*, eine Gattung Krokodill, welches oft die Länge von sechs bis sieben Fuss erreicht, gerne essen. Dass sie die weisse Ameise, *termes fatale*, geröstet für eine angenehme Speise halten, sah ich selbst *). Das köstlichste ihrer Nahrungsmittel sind die Vogel-nester, wovon das Pikol von 125 Pfund je nach der Qualität 1500 bis 2000 und mehr Reichsthaler kostet. Sie sind das Fabrikat einer Schwalbe, jav. *walot (hirundo esculenta)* welche sich in Höhlen und Klippen in der Nähe des Meeres aufhält. Sie nehmen wahrscheinlich die Materialien zum Bau der Nester, die gewöhnlich die Farbe und sonst viel Aehnliches mit der Hausenblase haben und sehr leicht sind, von gallertartigen, gewürzhaften Seegewächsen. Diese Speise ist geschmacklos, aber sehr stärkend.

Die Chinesen sitzen, gegen die Sitte der Morgenländer, während dem Essen auf Stühlen, und brauchen anstatt Gabeln und Löffel dünne zwölf Zoll lange Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz (s. die Bilder); sie halten beyde in einer Hand und um dieselben gut regieren zu können, brauchen sie den Daumen und drey Finger. Ein Stäbchen liegt zwischen dem ersten und zweyten Finger, das andere zwischen dem zweyten und dritten. Beyde werden durch den Daumen, welcher quer darüber bis an die Spitze des ersten Fingers reicht, festgehalten.

Ihre vorzüglichsten Getränke sind: Arak, Sacki und Thee. Man schreibt es dem häufigen Gebrauch des letztern zu, dass sie nie von Steinschmerzen und Podagra geplagt seyn sollen. Sie trinken den Thee aus sehr kleinen Tassen ohne Zucker.

*) Einige Worte über dieses Geschöpf werden vielleicht manchem Leser nicht unwillkommen seyn. Die weisse Ameise ist nicht grösser, als eine gewöhnliche Ameise und sieht am Körper weisslich aus. Sie zermahlt und zerstört alles bey nahe ohne Ausnahme, und ich könnte Beyspiele ihres schädlichen Wirkens selbst auf Metall anführen, die bey nahe unglaublich sind. Einige schreiben ihre Zerstörungskraft ihrem Gebiss zu, ich aber glaube, dass sie einen alles zerfressenden Saft bey sich führen. Da sich die Indianer zum Bau ihrer Wohnungen gewöhnlich des geraden und überall gleich dicken Pinang-Baumes bedienen und davon blos die Rinde abschälen, so fallen dieselben oft zusammen noch ehe sie einen Mangel daran erblicken. Die weissen Ameisen höhlen nämlich die Stämme von innen ganz aus, bis die Schwere des Gebäudes die geschwächten Grundpfeiler erdrückt.

R e l i g i o n.

Ueber diesen Punkt lässt sich wenig mit Gewissheit sagen; denn da man in China verschiedene religiöse Confessionen findet und die Auswanderer der einen oder andern angehören, durch den Aufenthalt in der Fremde aber deren Grundsätze erschaffen, oder sich in andere verschmelzen, so ist es wirklich unmöglich, aus dem Gewirre ihrer Berichte, welche sich nie ganz gleichen, etwas Sicheres als Basis anzunehmen.

In den meisten chinesischen Wohnungen sieht man das gemalte Bildniss des Hausgottes, *Joos* genannt; dasselbe stellt einen alten Mann in chinesischem Costume, in einem Lehnstuhl sitzend, vor, der einen Neger als Bedienten neben sich hat. Den ganzen Tag hindurch werden ihm Wohlgerüche geopfert und von jeder Mahlzeit Speisen vorgesetzt.

Alle Chinesen, mit denen ich über religiöse Gegenstände sprach, wussten etwas Weniges von Cong-fu-tsee *) (Confucius) und halten ihn für einen göttlichen Mann, ohne ihm jedoch, so viel mir bekannt ist, besondere Ehre zu erweisen. Die meisten Sekten von China waren ihnen bekannt und sie versicherten mich, verschiedene Ceremonien von denselben angenommen zu haben. Ich glaube demnach, dass die auf *Java* wohnenden Chinesen eine eigene Sekte bilden, die eine Mischung aller in ihrem Vaterlande bestehenden Religionen ist. Sicher ist indessen, dass die Hauptbestandtheile derselben derjenigen Sekte angehören, welche den *Fo* verehren, und dass einige Priester unter sich den Cultus des *Lao-Kyun* beobachten, indem dieser am meisten dazu geeignet ist, ihnen bey dem gemeinen Volke Ansehen zu verschaffen. Die Bekenner desselben treiben hauptsächlich die Wahrsager-, Sterndeuter- und Zauberkünste, welches bey einem leichtgläubigen Volke ein sehr einträgliches Gewerbe ist.

S i t t e n u n d G e b r ä u c h e.

Der schönste und allgemeinste Charakterzug der Chinesen ist Ehrfurcht und Liebe gegen die Eltern, welche bey ihnen einen solchen Grad erreicht, dass man dieser edeln Eigenschaft wegen manchen ihrer Fehler vergisst. Obwohl schon von Natur das Gefühl der Verehrung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen Eltern in die Herzen aller Menschen gelegt ist, so ist doch der Unterschied, wie sich dasselbe äussert, sehr verschieden. Bey den Chinesen wird das Kind, welches den Urhebern seines Daseyns mit Worten oder Thaten unehrerbietig begegnet, als ein Schensal angesehen und manchmal sogar öffentlich deswegen hingerichtet. Bey gröbern Vergehen dieser Art erstreckt sich die Strafe noch viel weiter, nämlich über alles, was dem Schuldigen angehörte. Sie zählen Kinder, die ihre Eltern durch Mienen, Widerreden oder mürrische Ausdrücke erzürnen, unter die strafwürdigen Verbrecher. Wie beschämend ist es für manchen Christen, in dieser Hinsicht an Zartgefühl den Un- oder Verkehrtgläubigen nachstehen zu müssen.

*) Es soll auch eine Wallfahrt nach seinem Geburtsorte *Kio-feu* und mit dem Besuche desselben mehrere Prerogative verbunden seyn.

Die Chinesen sind unternehmend, arbeitsam, geduldig und im Allgemeinen höflich. Sie verstehen beynahe alle Arten von Handwerken und einige derselben, z. B. die der Maurer, Zimmerleute, Tischler und Wagner werden beynahe ausschliesslich durch sie ausgeübt; denn die Arbeit der Javaner in diesen Fächern verdient keiner Erwähnung und die Europäer befassen sich schon seit vielen Jahren nicht mehr mit diesen Erwerbszweigen. Die Chinesen haben ein vortrefliches Nachahmungs-Vermögen und was sie zum erstenmal sehen, führen sie nach einem deutlichen Plan oder Modell sehr geschickt aus.

Im Handel sind sie listig und verschlagen, und man hat alle mögliche Umsichtigkeit nöthig, um nicht von ihnen betrogen zu werden. Sie haben die Gewohnheit, ihre Waaren so sehr zu überschätzen, dass man ihnen nicht einmal die Hälfte des Geforderten darauf bieten darf. Wenn man sie aber kennt, so läuft man durch dieses Ueberbieten keine Gefahr.

Die Chinesen haben auch wandernde Handelsleute, Hausirer, *Klontong* (s. die Bilder) genannt, welche täglich Stunden weit gehen und alle Wohnungen besuchen. Ihre Ankunft vernimmt man schon von weitem, indem sie sich einer kleinen Trommel von der Grösse eines gewöhnlichen Trinkglases bedienen. Im Innern dieser Maschine, auch auswendig an dünnen Stricken sind einige Kügelchen und an denselben ist ein Stiel befestigt, den sie zwischen den Fingern drehen und dadurch einen ziemlichen Lärm verursachen. Der Handelsmann hat gewöhnlich einen *Kulie* (Bedienten) bey sich, der zwey schwere Kasten mit allerhand Waaren an einer Latte, nach bereits früher erwähneter Art, auf den Schultern trägt und hinter ihm her geht. Diese Hausirer kommen den Einwohnern sehr gelegen, indem sie denselben täglich alle kleinen Bedürfnisse verschaffen, welche sie sonst genöthigt wären, mit Mühe und Zeitverlust auf den grossen Marktplätzen selbst zu suchen.

Chinesische Frauen sieht man auf *Java* und wahrscheinlich auch in andern bedeutenden Niederlassungen keine, indem das Auswandern oder Ausführen derselben bey Todesstrafe verboten ist *). Die *Parnakkan*, Kinder von chinesischen Vätern und javanischen Müttern haben am meisten Aehnlichkeit mit erstern und überhaupt keine auffallende Verschiedenheit mit dem chinesischen Volke selbst.

Kleinen Kindern scheeren sie die Haare beynahe ganz weg, indem sie denselben blossе Büschel, vorne, hinten und zu beyden Seiten des Kopfes, stehen lassen. Grössere und Erwachsene tragen die Haare bloss hinten am Kopfe, welche mit einem dünnen, seidnen Bändchen zusammen geflochten über ihren Rücken hinunterhangen.

Die Chinesen haben unter andern eine sonderbare Eidesform, welche darin besteht einem Huhn den Hals abzuschneiden. Die Bedeutung davon ist, dass sie sich anbieten einen ähnlichen Tod als Strafe auszustehen, im Fall man sie der Unwahrheit überweisen könnte.

*) Ich begreife demnach nicht, wie *Thunberg* pag. 197 seiner Reisebeschreibung hinsichtlich *Java's* sagen konnte: „*jamais Chinoise n'epouse un Javan.*“ Denn wie oben angeführt ist, Frauen aus China giebt es keine auf *Java* und die weiblichen Sprösslinge vermischter Ehen, nämlich von Chinesen und javanischen Frauen, verheirathen sich oft mit Eingebornen des Landes.

Die Trauerfarbe ist bei den Chinesen weiss. Die Grobheit des Stoffes soll den Grad des Leides anzeigen. Die Särge werden gewöhnlich von Jattiholz gefertigt, ausserordentlich massiv und nach den Vermögens-Umständen des Verstorbenen, mit Verzierungen geschmückt. Ein mittelmässiger Sarg kostet wohl 500 bis 600 Gulden. Er wird bei Wohlhabenden hermetisch verschlossen und sehr lange in der Wohnung aufbewahrt. Grosse Ebenen, von mehrern Stunden im Umfange sind mit den Grabmälern der Chinesen, in der Gegend von *Batavia* angefüllt; welche gewiss einen sehr schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der umliegenden Ortschaften haben und die Luft verpesten. Die Grabmäler befinden sich in Morästen, von stehenden Gewässern und Gebüsch umgeben, werden nicht gehörig unterhalten, zerfallen und verbreiten einen unleidlichen Gestank.

Man kann nicht begreifen, dass die Regierung, die sonst so viel Gutes thut und überall das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen sucht, die so auffallend verderbliche Gewohnheit nicht verändert und den Chinesen andere Ruheplätze anweist. Einige Stunden von der Küste, befinden sich rings um *Java*, hauptsächlich bei *Batavia* und in der Strasse Sunda, eine Menge unbewohnter, kleiner Inseln, welche vorzüglich gut dazu geeignet wären. Auch in Hinsicht des Landbaues wäre diese Veränderung sehr vortheilhaft, indem die gegenwärtigen Begräbnissplätze sehr leicht in Reis- und Indigo-Pflanzungen umgewandelt werden könnten und die benachbarten Grundstücke und Wohnungen der Privateigenthümer würden dadurch im Werthe unendlich steigen.

F e s t e.

Das neue Jahr der Chinesen wird den ersten Tag des Neumondes im Monat Februar mit grossem Prange gefeiert. Das zweyte grosse Fest der Chinesen ist eine Wettfahrt mit kleinen Barken und wird im Monat Juny gehalten. Die Entstehung oder Bedeutung davon habe ich nicht recht deutlich vernehmen können. Wahrscheinlich geschieht es zur Erinnerung einer merkwürdigen Begebenheit, irgend einer Gottheit oder eines Propheten ihrer Nation.

Von allen Lustbarkeiten sind ihre öffentlichen Comödien (*wayang*) (*wayang kuliet*, Schattenbilder-Darstellung) die allgemeinsten. Jedes fröhliche Familien-Ereigniss der Begüterten, gewisse geschichtliche Begebenheiten und auch die National-Feste der Europäer, werden von ihnen durch *wayang* gefeiert.

Die Beschreibung einer solchen sonderbaren Comödie wird den verehrten Lesern, gewiss angenehm seyn.

Man stelle sich ein von Brettern 15 Schuhe langes und 10 Schuhe breites, mit Stroh gedecktes, überall durchsichtiges Gebäude vor, welches auf Pfeilern, zwey bis drey Schuhe über die Erde erhaben ist, und dadurch das unterste und einzige Stockwerk bildet. In diesem befinden sich die Acteurs und das Orchester durch eine halbe, papierene Scheidewand getrennt. Das Parterre ist wirklich *par terre*. Farbige Papier, schmückt hier und da die Aussen- und Innen-Seite des Theaters. Erst hebt das Orchester an, welches aus drey bis vier Virtuosen besteht, welche mit ihren

grotesken Instrumenten einen entsetzlichen Lärm machen. Vor allen Misstönen aus, hört man aber die chinesische Geige, auf welcher herzzerschneidende Phantasie - Stücke gespielt werden. Endlich erscheinen die Acteurs; es sind Frauen, welche mit langen, übelbefestigten Bärten, eine hinter der andern wie Gänse auftreten und eine so kreischende Declamation anfangen, dass einem Hören und Sehen vergeht. Auf dem Rücken haben jedesmal eine oder zwey derselben kleine bunte Fahnen befestigt, welche sie ebenfalls sehr grazios, während sie gehen, in Bewegung bringen. Es geschieht sehr oft während dem Spiele, dass sie sich niedersetzen und ohne ein Wort zu sprechen, wie Statuen unbeweglich bleiben. In der Zeit spielt das Orchester, welches während der Declamation piano zu Werke gegangen war, mit aller möglichen Kraft-Anstrengung, so furioso, dass man froh ist sich im Freyen zu befinden.

Die Chinesen sind grosse Liebhaber von Feuerwerken und Raketen, welche sie sehr geschickt zu verfertigen wissen. Ich sah kleine Kästen mit Feuerwerk, welche überaus künstlich und sinnreich verfertigt waren und mehrere Vorstellungen mit Figuren enthielten. Sie haben vielerley feyerliche Umgänge mit bunten Fahnen u. dgl., und lieben auch das Spiel in hohem Grade.

I n d u s t r i e.

Es giebt wenige Völker die in dieser Hinsicht mit dem chinesischen wetteifern können. Muthig und ausdauernd schreiten sie dem vorgesteckten Ziele entgegen, wenn ihnen dasselbe auch nur einen geringen sichern Gewinn verspricht. Obwohl eigentlich der Handel ihre Hauptbeschäftigung ist und sie in allen Zweigen desselben eine wirklich hebräische Fertigkeit besitzen, so unterscheiden sie sich doch vortheilhaft von den Israeliten, indem, wie schon früher bemerkt, auch der Landbau und die Ausübung von Künsten und Handwerken zu ihren Erwerbszweigen gehören. Viele Chinesen machen ihr Glück dadurch, dass sie alle öffentlichen Versteigerungen besuchen, daselbst wohlfeil kaufen und gewöhnlich sehr gute Spekulationen machen. So kann man denn auch in einem chinesischen Toko die verschiedenartigsten Sachen vereinigt antreffen; z. B. einige Flaschen Mallaga, französische, holländische oder andere Bücher, Schinken und Magen - Essenz, alte Kleider und Geilnauer - Wasser u. s. w.

Es giebt auf *Java* viele chinesische Aerzte und Apotheken. Einige von dieser Nation verdienen ihren Unterhalt als Barbieri, welchem Handwerk sie aber eine grössere Ausdehnung zu geben wissen, indem sie ausser dem Rasiermesser und der Scheere noch andere Instrumente bey sich haben, um die Ohren und Nasenlöcher ihrer respektiven Gönner zu reinigen.

In allen kleinen oder grossen Niederlassungen der Chinesen befindet sich ein Oberhaupt, Kapitaine auch wohl Kodja genannt, welchem obliegt die Interessen derselben zu besorgen und jedes einzelne Individuum zur Erfüllung der Pflichten gegen die niederländisch - indische Regierung anzuhalten. Diese Stellen werden gekauft und sind gewöhnlich einträglich.

Unter den auf *Java* wohnenden Chinesen giebt es viele, welche zur See fahren, einen ausgebreiteten Handel nach *Borneo*, *Sumatra*, *Amboina* u. s. w. treiben, und Transporte längs der Küste von *Java* unternehmen. Alle Jahre erscheinen zu *Batavia* einige chinesische Schiffe, *Jonken* genannt, welche zwey - bis dreytausend neue Auswanderer und allerhand Waaren mitbringen.

Diese Auswanderer stehen bei der chinesischen Regierung in keiner besondern Achtung, und können nicht den mindesten Anspruch auf ihren Schutz machen. Sie sind gleichsam wie Verbannte, um deren Loos sich dieselbe nicht mehr bekümmert. Denn als die niederländisch-indische Regierung nach der Ermordung des grössten Theils der Chinesen in *Batavia* eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Kaiser von China sendete, um wo möglich den Zorn des Monarchen zu mildern und den schädlichen Einfluss desselben auf ihren Handel zu hemmen, gab der Monarch zur Antwort: dass er solche Menschen nicht mehr als Landeskinder anerkenne, welche im Stande seyen, die Gräber ihrer Voreltern zu verlassen, und dass er sich um ihr Schicksal im mindesten nicht bekümmere.

Moralische und politische Anmerkung über die Ansiedlung der Chinesen auf Java.

Obwohl die Chinesen nach dem Naturrecht mit jedem andern Volke auf gleicher Stufe stehen und man sie demzufolge weder in den Grenzen ihrer Heimath zurückhalten, noch ihnen das Bewohnen oder Besitzen anderer Länder verwehren darf, und es ihnen also auch frey steht, auf *Java* wie anderswo ihr Glück zu suchen, so sollte man doch nach meinen Begriffen, aus politischen Gründen, ihre Niederlassung daselbst nicht geradezu hemmen, aber nur unter billigen Bedingungen gestatten. Die Lasten, welche sie als ein bedeutender Theil der dasigen Bevölkerung tragen, sind verhältnissmässig geringer als die der Europäer, der grösste Theil des inländischen Handels ist in ihren Händen, der Gewinn wird ausser Land gebracht und durch den jährlichen Anwachs werden sie vielleicht bald im Stande seyn in den Angelegenheiten des Landes eine aktivere Rolle zu spielen. Nur die Eifersucht und der unauslöschliche Hass der Javaner gegen dieselben hemmt ihren Einfluss und hält ihnen das politische Gleichgewicht. Um das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, nehmen viele Chinesen den mahometanischen Glauben an *), und heucheln dieser Lehre sehr eifrig zugethan zu seyn. Nichts verschafft ihnen aber mehr Anhang und untergräbt zugleich die Moralität des Volkes so sehr, als das Wuchergewerbe, welches sehr viele von ihnen treiben. Sie leihen Geld aus zu sehr hohen Zinsen. Ist der Schuldner am Ende des Termins zum zahlen unfähig, so wird der Zins zum Kapital gefügt und muss von diesem Augenblicke an gleichfalls verzinset werden. Selten rettet sich ein armer Eingeborner mit heiler Haut aus den Klauen dieser habsüchtigen Ungeheuer. Begreiflicher Weise geschehen solche widerrechtliche Handlungen im Geheimen und ohne Wissen der Regierung, welche sonst den

*) *Thunberg* irrt also wenn er pag. 197 in seiner Reise-Beschreibung sagt: „les chinois changent point de religion.“

Javaner gegen dergleichen Ungerechtigkeiten schützen und dieselben streng ahnden würde. Allein ich glaube, es sey insonderheit bey einem so ungebildeten Volke nicht genug die Verbrechen zu bestrafen, man müsse ihrem Ursprung nachforschen und dieselben zu verhindern suchen. Dieses könnte geschehen, wenn die Chinesen mehr beschränkt und durch die örtlichen Behörden genauer und gewissenhafter beaufsichtigt würden. Aber auch diese ziehen nicht selten ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Wohl vor, und lassen die schändlichsten Handlungen auch ungestraft hingehen, sofern der Thäter für ihre Nachsichtigkeit genug bezahlt.

Doch ich verlasse diesen Gegenstand mit dem Wunsch und der Hoffnung, dass die weise indische Regierung alles dasjenige anordnen und ausführen lassen werde, was zum Heil von *Java* und zur Wohlfahrt der Niederlande gereichen kann.

A m b o i n e s e n .

Unter dieser Benennung versteht man gewöhnlich alle unter die Befehle des Gouverneurs von Amboina gehörigen, auf verschiedenen Inseln, wie z. B. *Anboina*, *Gilolo*, *Nussalaut* etc. wohnenden Völkerschaften. Inre Farbe ist beynahe wie die der Javaner.

Ein grosser Theil dieses Volkes bekennt sich zur christlichen Religion, welcher einige Missionäre von Zeit zu Zeit neue Anhänger verschaffen: Sie geniessen demnach die schon früher erwähnten Vorrechte und tragen Schuhe. Traurig ist oft der Zustand dieser armen Neophyten, hauptsächlich wenn sie einzeln oder in abgelegenen Kampong's unter Mahomedanern leben. Ohne Lehrer, gleich einer Heerde ohne Hirt, sich selbst überlassen, ohne Bücher zum Unterrichte, noch irgend einen Leitstern, der sie durch das Dunkel ihrer Begriffe führen könnte, vergessen sie in kurzer Zeit die Grundlehren des Christenthums, oder vermischen dieselben mit Aberglauben und Unglauben. Ich war Augenzeuge, wie selbst in einer grossen Negorey, wo sich wirklich ein christlicher Tempel und eine zahlreiche Gemeinde getaufter Amboinesen befand, ein sehr ungebildeter Mann die Stelle eines geistlichen Führers bekleidete.

Ich kann meine Meinung in dieser Hinsicht nicht unterdrücken, wenn sie auch Tadel einer sonst sehr weisen Regierung enthält. Da dieselbe die Missionen unterstützt und auch die Bibelgesellschaften in Europa sehr viel für dieselben leisten, so sollten sie auch für geschickte Volkslehrer und zweckmässige Bildungsanstalten sorgen, welche im Stande wären, die Getauften auf den neuen Pfaden des Lichtes zu erhalten und zum erhabenen Ziele zu leiten; denn sonst würde es für diese arme Leute und für den Staat zuträglicher seyn, sie ungetauft in ihrer angeerbten Religion fortleben zu lassen.

Von den Diensten, welche die Amboinesen der holländisch-indischen Regierung leisten, werde ich an einem andern Orte zu sprechen Gelegenheit haben.

Die Maduresen

von der Insel Madura, nicht ferne von der Küste von *Java*, gehören schon seit vielen Jahren unter die treuesten Bundesgenossen der Holländer und zeichneten sich in allen Kriegen derselben von jeher sehr vortheilhaft aus. Kaum war der Krieg auf Celebes beendigt, so eilten sie schon wieder auf's Neue, unter Anführung ihres tapfern *Panumbahan's* *), nach dem javanischen Strande, um daselbst ihren alten Freunden gegen den Aufrührer Prinz *Dipo Negoro* beyzustehen und kämpfen noch jetzt mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Ausdauer in den Reihen der Niederländer. Die indische Regierung unter dem Präsidium Sr. Ex. des Herrn Burggrafen *du Bus de Gisignies*, wollte den edlen Fürsten *Madura's* angemessen belohnen und erhob ihn, vermöge ihres Rechtes, zum Sultan. Dieser merkwürdige Mann ist nicht nur durch seinen Rang, sondern hauptsächlich durch seine Geistesvorzüge über alle seine Unterthanen erhaben. Er ist bekannt mit der Astronomie und verschiedenen mechanischen Künsten, höchst einfach in seinem Aeussern, liebenswürdig, gebildet und gegen die Grundsätze der Mahometaner, duldsam gegen alle anderen Religionsbekenner. Den vortrefflichen holländischen General *van Geen* **) den er in dem Feldzuge auf *Celebes* und *Java* kennen lernte, liebte er vorzüglich. *Van Geen* ermahnte ihn einst, sich in Gefechten seines Alters und Standes wegen mehr zu schonen und die Gefahren eher zu vermeiden als aufzusuchen; da antwortete ihm der grossdenkende Fürst: „Da ich bey Gastmälern und friedlichen Zusammenkünften immer an Ihrer Seite bin, so will ich auch im Kampfgewühl diese Ehre geniessen.“

Von Zeit zu Zeit siedelten sich einige Maduresen auf *Java* an und leben da wie die übrigen Eingebornen, so dass sie sich meines Wissens, von diesen in keiner Hinsicht merklich unterscheiden.

Die Balier

von der benachbarten Insel Bali sind beynahe das einzige Volk in dem ostindischen Archipel, welches noch den Brahma und Buddha verehrt und den Lehren des Islamismus unzugänglich geblieben ist. Auf dieser Insel besteht grösstentheils noch die traurige Gewohnheit, dass sich die zurückgebliebene Wittve den Manen des Gatten auf dem Scheiterhaufen opfert; und dass nach dem Hinscheid einer fürstlichen Person (die Oberhäupter heissen *Gusti*) eine grosse Anzahl Selavinnen dem Tode geweiht werden. Die Schlachtopfer werden mit Blumen bekränzt, nach dem Scheiterhaufen getragen, verwunden sich mit einem Dolche an ihren Armen, bestreichen mit dem Blute ihr Gesicht und erhalten von ihren Begleitern noch einige Stiche, ehe sie auf das Feuer gelegt werden. Ein Priester lässt eine Taube fliegen, zum Zeichen, dass auch die Seele der Unglücklichen ihre bisherige Wohnung verlassen werde. Unter dem gemeinen Volke findet diese grässliche Gewohnheit nicht mehr so allgemcin statt wie ehemals.

*) Der Titel *Panumbahan*, soll eigentlich einen Weisen (Mage) bedeuten, und wurde dem Oberhaupt von Sumanap auf der Insel Madura ertheilt.

**) Ein Flammländer von Geburt, ein braver unerschrockener Soldat, geliebt von seinen Untergebenen, gefürchtet von den Feinden, sehr erfahren in der Taktik mit Indianern Krieg zu führen, im Jahr 1828 in die Heimath zurückgekehrt, jetzt Commandant in Namur.

Die auf *Java* wohnenden Balier's befinden sich meistentheils in besondern Kampongs. Sehr viele dienen als Selaven und wurden für einen geringen Preis von ihrem Fürsten verkauft. Sie sind geschickt und sehr arbeitsam, aber mürrisch, eigensinnig und rachsüchtig. — Seit ein paar Jahren hat die holländisch - indische Regierung neue Handelsverbindungen mit dem Fürsten von Baly angeknüpft. —

Die Bengalesen und Cingalesen.

Es giebt auf *Java* auch Bengalesen und Cingalesen, wovon der grösste Theil während der englischen Herrschaft einwanderte und damals in Militär - oder Privat - Diensten stand. Ein Korps bengalischer Lanziers wurde erst im Jahr 1825 gänzlich aufgelöst, und die übriggebliebenen Individuen unter die *djayang sekar* (leichte Kavallerie, meistens von Amboinesen zusammengesetzt) gestossen. Um mich über ihre Gestalt und ihren Charakter kurz auszudrücken, so ist es mir unmöglich, einen passendem Vergleich anzustellen, als sie die Italiäner von Indien zu nennen. Auf dem Kampfplatze erwarte man kein Erbarmen von ihnen; man hat Beispiele dass sie das Blut der Erschlagenen aus den abgehauenen Köpfen getrunken haben. In Privatdiensten hat man sie der ausserordentlichen Reinlichkeit wegen sehr gerne. Sie dienen gewöhnlich als Köche oder Wäscher (*toby*). Sie tragen weite Beinkleider von Mousselin, ein Ueberkleid von dem nehmlichen Stoffe, mit weiten herunterhängenden Aermeln, einen Gurt oder Schärpe um den Leib und ein rothes Käppchen auch wohl einen Turban auf dem Kopfe. — Die Haare werden bis zur Länge von vier bis sechs Zoll abgeschnitten. Alletragen Knebelbärte. Die Art wie sie das Linnen waschen, würde in Europa nicht grossen Beifall finden, denn dasselbe wird in kurzer Zeit dadurch zernichtet. Sie haben nehmlich ein glattes Brett, worin einige kleine Löcher und Lücken angebracht sind; auf diesem schlagen sie das Waschzeug, indem sie es bey einem Ende anfassen und von Zeit zu Zeit in das Wasser tauchen. Das Linnen wird ausserordentlich weiss, aber dauert nur sehr kurze Zeit. — Die mahometanischen Bengalesen feyern alle Jahre zur Ehre ihres Propheten *Hassan Udin* ein grosses Fest, dessen Glanz auch die geringsten Arbeiter durch Beisteuern zu vermehren suchen.

Ausser den bereits angeführten Bewohnern von *Java* giebt es noch viele andere, z. B. Araber, welche meistens Handelsleute oder Priester sind; Leute von *Sumatra*, *Borneo*, *Celebes*, *Sumbava* etc., welche aber ihrer kleinen Anzahl und sonstigen Geringfügigkeit wegen keine besondere Erwähnung verdienen.

Soldatendienst der Indianer.

Die holländisch - indische Regierung hat in einigen Gegenden der Insel Werbdepots. Man findet verhältnissmässig wenig Javaner bey der Armee. Die besten Soldaten sind die Amboinesen (gröstentheils Christen), die Maduresen und Makassaren. Es wäre in jeder Hinsicht sehr unweise,

die Javaner zu dem Soldatendienste zu bereuen oder zu zwingen, indem man dadurch dem Landbau unendlich schaden und den Feinden selbst Waffen in die Hände geben würde.

Die Vergangenheit liefert dafür mannigfaltige Beweise. So oft sich ein indischer Fürst gegen die Regierung auflehnte, suchte er von nahe und ferne alle ehemals in europäischen Diensten gestandene Soldaten an sich zu ziehen, und dieselben durch Titel und Auszeichnungen an sein Interesse zu fesseln. Diese mussten hernach seine Unterthanen in der Behandlung der Waffen unterrichten, mit den Kriegsmanieren der Europäer bekannt machen und die Operationen der Truppen leiten.

Die Kleidung der Indianer, welche bey der holländischen Armee dienen, ist von der europäischen Soldatenuniform in einigen Stücken verschieden. Die ersten tragen (die Getauften ausgenommen) keine Schuhe. Sie werden nach Verdiensten zu höhern Stellen befördert und genießen alsdann gewöhnlich die mit ihrem Range verbundene Bezahlung, wie die Europäer. Bey einigen Abtheilungen machen sie die Centrums-Compagnien der Bataillons aus, welche durch europäische Ober- und Unterofficiere angeführt und befehligt werden. Die Grenadier- oder Flanke-Compagnien dieser Bataillons bestehen aus Europäern, sie sind aber nie halb vollzählig. Das Kommando geschieht in holländischer, die Erklärung bey Indianern in maleyscher Sprache. Der holländische Militair-Codex wird überall in Anwendung gebracht.

Unter der Artillerie findet man viele Buginesen von *Celebes*, welche gute Soldaten, unerschrocken und hartnäckig im Kampfe, aber treulos und rachsüchtig sind. Unter der Kavallerie dienen viele Amboinesen und halten in verschiedenen Plätzen Garnison. Sie sind auf europäische Art gekleidet und bewaffnet, und werden, wie früher bemerkt, *djayang sekar* genannt. An das Klima gewöhnt, abgehärtet, ohne viele Bedürfnisse, ehrgeizig und tapfer, stolz auf ihre Vorrechte als Christen und darum von den übrigen Indianern gehasst, schliessen sie sich allein der Regierung an, und wetteifern mit den Europäern durch Muth und Treue überall wo Gefahr sich zeigt. Manche schöne Waffenthat während des noch fortdauernden Krieges erhöhte ihren Ruhm, und machte sie den Feinden furchtbar.

Soldatendienst der Europäer.

Die Stärke der holländisch-indischen Armee steht in keinem richtigen Verhältniss zu den ausgebreiteten und wichtigen Besitzungen. Ungefähr 14 bis 15,000 Mann, wovon kaum ein Drittheil aus Europäern besteht, müssen die unruhigen Fürsten auf *Sumatra* und *Celebes* im Zaume halten, in den molukischen Inseln und auf *Borneo*, *Banka*, *Banda*, *Madura* in den *Lampong* und auf *Java* viele Plätze besetzen und auf letzterer Insel einen ermüdenden Krieg führen. Man muss sich nicht verwundern, wenn man oft in sehr wichtigen und gefährlichen Posten 40 bis 45 Mann Garnison findet. Es ist auffallend, dass eine Handvoll Krieger, in unaufhörlichem Kampfe mit den schädlichen Einflüssen eines ungewohnten Klima's, in einem fernen Theile der Welt, ohne

Hoffnung auf schnelle Unterstützung in Nothfällen, Millionen ihrer Mitmenschen Gesetze vorzuschreiben vermag. Dies um so mehr, da die Unterjochten kriegerische Nationen sind, die, mächtig zu Wasser und zu Land, die Kraft und Behandlung der europäischen Waffen kennen, und viele derselben besitzen. So weit brachte es die Ueberlegenheit des Geistes über das physische Vermögen des Menschen. *)

Auf *Java* befindet sich ein Regiment Artillerie, wovon das Depot zu *Wetvreden* ist; das Regiment Husaren Nr. 7.; die 18te Abtheilung, aus Europäern bestehend; die 19te Abtheilung; ein Bataillon Pionnier und einige andere Corps, welche aber nie vollzählig sind und wovon immer Detachementer nach andern Besitzungen gesandt werden. Es ist unbegreiflich, dass nicht ein paar Regimente Scharfschützen errichtet werden. Wenn man die Beschaffenheit des Landes**), die Art der Kriege selbst und die Manieren der Indianer kennt, so muss man es unverzeihlich finden, dass die Regierung diese Truppengattung, die unstreitig vor allen die nützlichste wäre, vernachlässigt. Man nennt zwar eine Kompagnie der 1sten Abtheilung, Scharfschützen-Kompagnie; sie verdient aber nichts weniger als diesen Namen.

Der Soldatenstand ist mit verschiedenen Vortheilen begünstigt, von denen der wichtigste ist: dass die active Dienstzeit zur Erhaltung von Pensionen etc. doppelt gerechnet, und also ein Militär, welcher in Indien zwanzig Jahre diente, die volle Pension eines in Holland vierzig Jahre dienenden erhält. Die Beförderungen geschehen viel schneller als in Europa, denn da Vater Hein sein Möglichstes thut, so hört man alle Wochen von Ernennungen bey dieser kleinen Armee.

Die Besoldung ist gross, und es ist nichts ungewöhnliches, dass zwey oder drey Soldaten miteinander einen Bedienten halten und öfters in Kaleschen spazieren fahren. Viele treten vor oder nach verflossener Dienstzeit in den bürgerlichen Stand und heyrathen oft bemittelte Kreolinnen. Viele Offiziere bereichern sich, wenn sie eine Zeitlang auf Kommando (detachirt) sind, und alsdann eingeschränkter leben und ungeahndet Handel treiben können.

Die Seemacht besteht aus Schiffen der königlichen und Kolonial - Marine. Auf der Rhede von *Batavia*, *Samarang* und *Surabaya* sind gewöhnlich Fregatten vom ersten Range als Wachtschiffe stationirt. Einige Briggs, Kutters und Kanonirschaluppen werden für Eskorten von Kaufahrteischiffen, Truppen - Versendungen und Kreuzfahrten gebraucht. Viele durch kühne Indianer stark bemannte Praauwen, laufen ebenfalls von Zeit zu Zeit auf die Seeräuber aus, und werden auch zum Transport von Soldaten, Monopolwaaren und inländischen Produkten für die Regierung in den Dienst genommen.

*) Diese geistige Herrschaft kann aber nur dann dauerhaft seyn, wenn der Europäer auf seiner gegenwärtigen Stufe geistiger Bildung nicht stille steht, sondern unermüdet nach dem Zwecke seines Seyns, nach höherer Vollkommenheit strebt. Denn auch die Indianer schreiten, obwohl langsamen Schrittes, dem Vorhang entgegen, der ihnen vergebens länger das Heiligthum des Lichtes zu verhüllen sucht. Mancher wohlthätige Strahl fiel schon in das dunkle Chaos ihrer Ideen-Welt; bald wird sich dieses vollends entwickeln, und alles Alte in neue Gestalten sich auflösen.

**) Reissfelder voll Wasser und Schlamm, deren schmale Einfassung nur mit Mühe durch Fussgänger betreten werden kann; Wälder, Gebüsche, Flüsse und Bäche, Gebirge und Engpässe machen, dass andere Truppen-Gattungen sich selten gehörig entwickeln und agiren können.

Vor einigen Jahren wurde eine Fregatte, der *Javaner* genannt, auf der Insel selbst gebaut, keine Kosten wurden daran gespart, für die erste und grösste Unternehmung dieser Art. Es war ein sehr schönes Schiff, das aber in mehreren Hinsichten der grossen Erwartung, welche man sich davon machte, nicht völlig entsprach.

Zwischen der königlichen und der Kolonial-Marine besteht eine schädliche Eifersucht, indem letztere wegen ihrem steten Aufenthalt in Indien, wie die Landtruppen, mehrere Vortheile geniesst, erstere aber hauptsächlich für die Kommunikation zwischen den überseeischen Besitzungen und dem Mutterlande gebraucht wird, ohne besondere Rechte oder Vortheile. Wie dem auch sey, die Billigkeit fordert meines Bedünkens, dass die holländische Regierung günstige Rücksichten in Ansehung der königlichen Marine nimmt, indem diese oft den mühevollen, beschwerlichen indischen Seedienst, wenn auch nur kurze Zeit, mit der Kolonial-Marine theilen muss, und durch die langen, gefährlichen Reisen aus Europa nach *Java* und wieder zurück zu Aufopferungen mancher Art verpflichtet wird.

P o l i z e y.

Die Polizey - Angelegenheiten stehen unter der Oberaufsicht der Residenten in den Provinzen, welche die verschiedenen Zweige derselben mehreren untergeordneten europäischen und inländischen Beamten übertragen und von denselben tägliche, wöchentliche oder monatliche Berichterstattung verlangen. Nach den Residenten kommen die europäischen Polizey - Beamten, ungefähr in dieser Rangfolge: der Unter-Resident oder der Secretär der Residenz; die Angestellten bey den Kaffeepflanzungen, oder Aufscher über die verschiedenen Einkünfte der Regierung; die Kaffee- und Salzmagazinmeister und im Allgemeinen, jeden Ortes, die nach dem Amte höchste Person.

Die Schouten (Schulzen) stehen direkt unter dem Residenten und befehligen eine Anzahl Polizeydiener, von denen die meisten beritten sind. Diese tragen eine Art Uniform und sind mit einem Seitengewehr bewaffnet. Die beste Polizey bestand unstreitig unter der Regierung des Baron *van der Capellen* in der Provinz *Preanger Regentschappen*. *) Man hatte daselbst viele, wegen einem Aufruhr in den Gewürz-Inseln, verbannte Amboinesen, die, um ihre Rückkehr in die Heimath zu verdienen, sich sehr gut betrogen und mannigfaltige Dienste leisteten.

Ich habe an einem andern Orte Gelegenheit gehabt, mehr von ihnen zu sagen und es bleibt mir bloss noch übrig, anzuführen, was Bezug auf die Polizey hat. Sie genossen eine Besoldung

*) Man vergehe es mir, wenn ich bey jeder Gelegenheit eine scheinbar partheiische Theilnahme für das Land *Priangan* zeige. Auch andere Provinzen werden gut verwaltet, Geistes- und Landes-Cultur befördert und besitzen fleissige und liebenswürdige Bewohner, aber nichtsdestoweniger muss jeder Unbefangene bekennen, dass *Priangan* in allen Rücksichten den Vorzug verdient.

von zehn bis zwölf Gulden monatlich und wurden zu vielen wichtigen und geheimen Sendungen gebraucht. Man vertheilte sie gewöhnlich in den verschiedenen Distrikten, um ein wachsames Auge auf die javanischen Oberhäupter zu halten, die sich oft willkührliche, ungerechte Handlungen gegen ihre Unterthanen erlauben. Selten entgieng ihrem Scharfblick eine gegen die Gesetze streitende Thatsache. Erpressungen, Schleichhandel, das Opiumrauchen, Wucher und Betrug, kurz alle Arten von Vergehungen wurden von ihnen entdeckt, und schriftlich oder mündlich der obersten Polizeybehörde einberichtet. In einigen Gegenden, wo sie als Aufseher bey den Poststationen angestellt waren, mussten sie die Pässe der durchreisenden Indianer nachsehen, und ertappten da manchen Verbrecher, der mittelst eines gekauften, falschen oder ungültigen Passes über die Gränzen zu entweichen suchte.

Die Beyspiele, dass selbst todeswürdige Verbrecher sich den grösstentheils schlecht bewaffneten Polizeydienern widersetzen, sind selten. Diese haben dünne Stricke bey sich, womit sie die Gefangenen binden und nach den Hauptörtern bringen, von wo sie gewöhnlich in Ketten nach den Residenzen transportirt werden.

Die vornehmste Person, die bey den Landeseingebornen auf den Residenten folgt, ist der Regent, welcher, wenn auch Fürst, doch von den Verordnungen und Befehlen desselben abhängig ist. Erst unter dem General - Gouverneur *van der Capellen* behielt sich die holländisch-indische Regierung das Recht über Leben und Tod ausschliesslich vor. Früher hiengen Leben und Eigenthum von den Launen despotischer Grossen ab. Ein Wink von ihnen und der glücklichste Hausvater wurde seines Weibes, seiner Töchter, Söhne und aller Haabe beraubt. Alles Sträubens ungeachtet wurden der Raserey die gefährlichsten Waffen entrissen und dem unheilbringenden Strom unbedingter Gewalt durch strenge Gesetze feste Schranken gesetzt.

Reichliche Einkünfte wurden den Regenten angewiesen und nach Art und Grösse genau bestimmt, um willkührliche Vermehrung derselben zu verhindern. Um jedoch ihren Eifer zur Bezweckung des allgemeinen Wohls durch Industrie und Landbau aufzumuntern und thätig zu erhalten, wurde ihnen zugleich bemerkt, dass sich auch ihre jährlichen Einkünfte mit denen der Regierung vermehren oder vermindern werden. Dem zufolge haben sie gewisse Vortheile, bey Erweiterung der verschiedenen Pflanzungen von Kaffee, Reiss und andern Produkten.

Der Regent schlichtet, mittelst seines Papattie-Rathes (welche Instanz mit unsern Bezirksgerichten einige Aehnlichkeit hat) kleine Händel, muss aber jederzeit das Resultat an die höhere Polizeybehörde berichten und einen Theil der Gefälle und Sporteln in die Kasse der Regierung fliessen lassen. Er hat viele Polizeydiener, *Pantjallan* (Läufer) genannt, welche ihn überall begleiten, für die öffentliche Sicherheit wachen, als Aufscher der Sträflinge und als Boten u. dergl. gebraucht werden.

Auf den Regent folgt in Polizeysachen der Haupt-*djaxa*, der oberste Fiskal einer Provinz, mit welchem die Bezirk-*djaxas* in Verbindung stehen und demselben alle Verbrecher zuzusenden verpflichtet sind. Sobald ein Missethäter angekommen ist, muss der Haupt-*djaxa* dem Resident oder ersten anwesenden europäischen Beamten Bericht erstatten, und jener wird alsdann gewöhnlich ermächtigt, das erste Verhör mit dem Schuldigen und den Zeugen aufzuneh-

men. Findet man, dass die Sache die Kompetenz des Papattierathes übersteigt, sich auch zu keiner korrekzionellen Strafe ohne fernere Procedur, eignet, so wird dieselbe an eine höhere Instanz gewiesen, nemlich an den

L a n d r a t h (L a n d g e r i c h t).

Dieses Gericht, welches beynahe jeden Monat gehalten wird, besteht gewöhnlich aus acht bis zehn Mitgliedern, wobey der Resident, oder nach Umständen der Unterresident oder Secretär der Residenz, den Vorsitz führen.

Der Regent, der Haupt-*djaxa*, Bezirks-Oberhäupter und ein mahometanischer Priester sind die Beysitzer des Rathes, und ein subaltern, europäischer Beamteter ist Secretär desselben. Wenn die Schuld des Verbrechers erwiesen ist, es sey dass man sich durch sein eigenes Behenntniss und die damit eintreffenden Umstände oder durch die endlichen Aussagen der Zeugen u. s. f. davon überzeugt hält, so wird zuerst der Priester gefragt, welche Strafe nach dem Inhalt des Korans anwendbar sey. Der Regent oder *Djaxa* macht nachher allfällige Bemerkungen, in wie ferne nemlich nach alten Landesgebräuchen die Strafe verschärft oder gemildert werden könne, und was in Hinsicht dessen ihre eigene Meinung seye. Nach allgemeiner Rundfrage, die mit den Antworten protokolliert wird, spricht der Präsident oder Vorsitz der Urtheil nach den landesüblichen Gesetzen und Modifikationen aus, und sendet dasselbe in der Folge an die höchste Instanz, den *hohen Gerichtshof* zu *Batavia*, um Bestätigung und Befehl zur Vollziehung.

Nebst diesen zur Rechtspflege gehörigen Anstalten giebt es noch einige Richter: *Ommegaande Regters*, *Doctores Juris*, deren Pflicht es ist, von Zeit zu Zeit die verschiedenen Provinzen zu bereisen, nachzusehen, ob überall die Verhandlungen der Landräthe und die Leitung der Händel nach dem Geist der Gesetze geschehen, und mit Zuziehung der Mitglieder des Landrathes Gericht zu halten. —

Die nach dem bürgerlichen Gesetzbuch, für die zum Tode verurtheilten Verbrecher, bestimmte Strafe, ist das Aufhängen. Darauf folgen Brandmarken, Geisseln, Verurtheilen zur öffentlichen Arbeit in Ketten, und Verbannen.

In *Batavia* hat man für die öffentliche Sicherheit, Bewachung der Meerschancen, Magazine und öffentlichen Gebäude, ein Korps Stadtsoldaten (*papanger*), welches in frühern Zeiten aus freygelassenen Slaven errichtet wurde. Es ist allen Indianern in der Umgegend von *Batavia* strenge untersagt, bey Nacht ohne Licht umherzulaufen; auch die Fahrzeuge müssen ohne Unterschied mit Laternen oder brennenden Fackeln versehen seyn. In allen Dörfern der ganzen Insel, auf den Marktplätzen, Poststationen, Brücken und Landstrassen sind zahlreiche Nachtwachen, welche eine sehr sonderbare Maschine haben, womit sie die Missethäter fangen und mit Sicherheit weiters transportiren. Ein ovaler Ring von vorne genugsam geöffnet, um einen Menschen umfassen zu können, mit langen, einwärtsgekehrten Spitzen, ist an einer langen Stange befestigt und wird durch den Nachtwächter getragen. Sobald ihm ein Verbrecher aufstösst, oder seinen Befehl stille zu stehen nicht achtet und zu entweichen sucht, wird derselbe behende mit-

telst der Maschine gefasst, und es ist ihm nicht möglich zu entkommen, weil die einwärts gekehrten Spitzen ihn bey der mindesten Anstrengung zu entfliehen, zerfleischen.

In einigen Hauptörtern ist die nächtliche Strassenbeleuchtung sehr gut. *Tjanjor*, Hauptort der Provinz *Priangan*, obwohl es keine Stadt ist und nur wenige europäische Wohnungen in seinem Umfange hat, zeichnet sich auch in dieser Beziehung vor allen *Negoryen* (Flecken) aus. Die Beleuchtung seiner breiten, geraden Strassen würde mancher Stadt in Europa Ehre machen.

Sicherheitsmaassregeln bey Feuersnoth.

In jedem Hauptorte befinden sich gute Feuerspritzen mit Laternen, Eimern, Hacken und aller Zubehörde versehen. Die dazu bestimmte Mannschaft versammelt sich auf den ersten Lärm, und bringt mit unglaublicher Geschwindigkeit ihre Werkzeuge zum Löschen nach dem Orte der Gefahr. Die Feuersbrünste auf *Java* sind sehr gefährlich, weil die Häuser, meistens von Bambusholz gebaut, dicht neben einander stehen und sehr viele Brandstoffe in sich selbst und in ihren Umgebungen enthalten. Da das niederreißen der Gebäude bey der leichten Bauart keine grosse Schwierigkeit hat, so wird dieses Sicherheitsmittel, sobald die Hülfe mit Wasser unmöglich scheint, ins Werk gestellt.

Am gefährlichsten ist es in der Nähe von Chinesen zu wohnen, denn diese haben meistens die Häuser auf den Bazars bloss gemiethet und ihre Kostbarkeiten in grossen Kisten. Sobald ihr Eigenthum gesichert ist, sehen sie ganz flegmatisch die Wohnungen abbrennen. Die Unbehutsamkeit mit dem Feuer in den indianischen Häusern ist so gross, dass man nicht begreifen kann, dass, besonders während der trockenen Jahreszeit, nicht mehr Feuersbrünste entstehen.

Nicht minder leichtsinnig geht man auch im Freyen mit dem Feuer um. In dem *mussim kring* (trockenen Theil des Jahres) werden grosse Striche, wo das Schilf- oder wilde Gras eine Höhe von acht bis zehn Fuss erreicht, angezündet; oft jagt der Wind die Flammen nach Wäldern und Hütten, und zündet dieselben an. Indessen ist dieses das beste Mittel, den Tiger aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben und aus der Nachbarschaft von Dörfern oder von der grossen Poststrasse zu entfernen; mit ein wenig Behutsamkeit würde man leicht den meisten Unglücksfällen vorbeugen können.

P e d a t t i e . — P e d a t t i e s t r a s s e n .

Ein Pedattie ist ein Fahrzeug auf zwey massiven, aus einem Stück Holz geschnittenen, drey bis vier Fuss hohen Scheiben, die oft mit eisernen Reifen versehen sind. Auf demselben

befindet sich ein Dach von geflochtenen Binsen, welches sehr leicht ist und den Fuhrmann vor der Sonnenhitze und dem Regen schützt. An eine Deichsel werden zwey Büffelochsen (Karbau) mittelst eines Joches gespannt, und durch einen Strick, welcher durch ihre Nasenlöcher geht, geleitet. Man braucht diese Wagen auf der ganzen Insel zum verführen der Produkte, auf besonders dazu eingerichteten Strassen, welche überall, wo es thunlich war, selbst neben der grossen Poststrasse angelegt sind, damit diese durch die schmalen Räder der schwerbeladenen Pedatties nicht beschädigt werde. Man trifft oft ganze Karavane dieser patriarchalischen Wagen, welche mit kleinen Glocken versehen sind, an. Auf den Ruheplätzen, wo sie halt machen, werden dieselben in Reihen geordnet und gleichen von Ferne einem Dorfe. Die Büffel werden ausgespannt, man hängt ihnen Glocken an und treibt sie zur Weide. Die Fuhrleute machen Feuer an, kochen ihren Reiss, rauchen und schwatzen miteinander; — ein sonderbares, amuthiges Gemälde.

In einigen Residenzen wird sehr viel gethan, um die alten Pedattiestrassen zu unterhalten und neue anzulegen, welches eine der nützlichsten Einrichtungen für die Regierung und eine der wohlthätigsten für den Landmann ist, indem dieselbe den inländischen Handel und Gewerbsfleiss befördert und die Frohn- oder Herrendienste der Javaner vermindert. Denn jetzt kann so vieles verführt werden, was sonst mit unsäglicher Mühe durch eine Menge Leute getragen werden musste, die mit grossem Vortheil für den Landbau beschäftigt werden.

S e l o k a n (Kanäle.)

Auch in Hinsicht dieser so nothwendigen und schönen Einrichtungen wird auf *Java* jährlich vieles geleistet. Besonders beschäftigt sich damit die landwirthschaftliche Gesellschaft, welche mit rastloser Thätigkeit an Verbesserung des Landbaues und Belebung aller nur möglichen Industriezweige arbeitet. Man verspürt den glücklichen Erfolg durch die reichlichen Lieferungen von mehreren Produkten und die Urbarmachung von Grundstücken, die früher wild und öde einen traurigen Anblick gewährten.

Wahrscheinlich wird man auch an der Schiffbarmachung mehrerer inländischen Flüsse arbeiten, welches für den Handel und Verkehr sehr nützlich und für die Communication aus mehreren Rücksichten unschätzbar werden könnte. *)

*) Ein unnennbar - freudiges Gefühl durchströmt meine Seele, so oft ich an die Umgestaltungen und Verbesserungen denke, welche man zur Beförderung allgemeinen Wohlstandes auf *Java* schon ausgeführt hat oder gewiss noch ausführen wird. Oft entwerfe ich in meiner Phantasie Doppelgemälde, nemlich von der Vergangenheit und Gegenwart, oder von der Gegenwart und Zukunft. So erscheint denn z. B. eine wilde unbewohnte Landschaft, durch einen schönen Fluss bewässert, der auf beiden Seiten durch dichte Waldung, wie ein Spiegel durch den Rahmen begränzt wird. Hier taucht ein alter, ehrwürdiger Baum sein kahles Haupt in die silbernen Fluthen, dort stämmt sich ein graues Felsstück dem Andrang der Wogen entgegen und sucht ihren Lauf zu hemmen. Auf der einzigen lichten Stelle sieht man eine Tigerfamilie, welche die schauerliche Einsamkeit belebt, den gierigen Blick

Dieses kann und wird einer so edeln Gesellschaft nicht entgehen, welche selbst während den Stürmen eines erschöpfenden langdauernden Krieges die durch denselben verursachten Wunden für den friedlichen Landmann sowohl als für die Regierung vorzüglich dadurch zu heilen sucht, dass sie in den ruhig gebliebenen Provinzen die Einkünfte vermehrt, und die Arbeiter aufmuntert und leitet.

Pa l e n (Pfähle) M e i l e n z e i g e r.

Nicht nur an der grossen Poststrasse, welche die Insel der Länge nach durchschneidet, sondern auch an Nebenwegen, welche nach Hauptorten führen, sind in der Entfernung von einer englischen Meile (drey auf eine Stunde) zu der andern, hohe Pfähle mit Inschrift und Nummer errichtet. Dieses ist eine nützliche und zugleich angenehme Einrichtung; man hat oft in den unbewohnten Gegenden kein anderes Mittel sich zu orientiren oder eine richtige Angabe von der einen oder andern Sache zu machen, als durch die Nr. des Meilenzeigers.

Regierungsform in den Vorstenlanden (Fürsten - Ländern.)

Auf *Java* bestehen noch, wie ich schon früher bemerkt habe, zwey unabhängige Fürsten, der Sultan von *Djocjokarta* und der *Susunan* oder Kaiser von *Surakarta*. Beyde beherrschen ihre Unterthanen mit unumschränkter Gewalt. *) Ihr Wille ist das Gesetzbuch des Landes; von ihrem Ausspruch findet keine Apellation statt; sie vereinigen in sich die höchsten Behörden des bürgerlichen, Kriegs- und Priesterstandes. — Ich finde es unnöthig, die Schädlichkeit eines solchen Regierungs-Systems darzuthun; dasselbe streitet so sehr gegen Menschenrechte und Menschenwürde, dass es blos da bestehen kann, wo man diese nicht kennt.

nach einigen Affen gerichtet, welche, obwohl an dem entgegengesetzten Ufer, doch mit bangem Entsetzen die Bewegungen ihrer Todtfeinde beobachten.

Das andere Gemälde ist reizender.

Liebliche Dörfchen und einsam stehende Fischerhütten, Fruchtbäume, Gemüse- und Blumengärten bekränzen die lieblich grünen Ufer des kraftvollen Flusses, welcher schwerbeladene Schiffe und leichte Kanots hin- und herträgt. Keine Baumstämme und Felsen erschweren die Fahrt. Die Menge badender Insulaner, die grasenden Heerden, die entfernt von den Wohnungen munter spielenden Kinder, beweisen die Sicherheit der Gegend. Alles scheint sich des neuen Daseyns zu freuen, und der Hand zu danken, die diese Schönheiten schuf.

Nur etwas fehlt mir nach der Vollendung solcher Phantasiegemälde, aber auch ein grosses Etwas, — ein Freund, der *Java* kennt und liebt wie ich, dem ich dieselben zeigen könnte.

*) Der Kaiser von *Surakarta* führt folgenden Titel:

Susunan pakubuana senapattie ingalaga, abdul rahhman, sayiedien panatagama.

Fürst der Fürsten, an die Welt genagelt, Landes- und Feld-Oberster, Diener des barmherzigen Gottes, Beschützer der Religion.

Es mag für die armen Indianer immer noch ein Problem seyn, ob die Regenten des Volkes oder das Volk der Regenten wegen da seye; — doch die Vornehmern und Gebildetern sehen das unrechtmässige ihres slavischen Zustandes wohl ein und bedürften bloss eines entschlossenen einsichtsvollen Führers, um den tausendjährigen Coloss Despotismus zu zertrümmern, und auf seinen Ruinen den Tempel der Volksfreyheit zu erbauen.

„Wenn je,“ — so äusserte sich einst gegen mich ein Prinz, welcher in Diensten der holländischen Regierung stand, — „das Land unter die Bothmässigkeit des Sultans oder Kaisers zurückkommen würde, so wären wir alle die unglücklichsten Menschen. Wir hätten kein Eigenthumsrecht, und keinen Schutz gegen Gewaltthätigkeit mehr. — Anstatt die Ehre zu geniessen, mit dem Stadthalter des Königs der Niederlande vertraulich an einem Tische zu sitzen, und mit demselben unsere Angelegenheiten besprechen zu können, müssten wir wieder wie Hunde in den Pallästen jener Fürsten herumkriechen.“

So wenig es in einem Hause gut gehen kann, welches nicht nur drey Haushaltungen, sondern sogar drey Eigenthümer hat, die sich weder dem Charakter noch dem Interesse nach, gleichen, eben so wenig wird auf *Java* Ruhe und allgemeine Eintracht wohnen, so lange diese despotischen Regierungen daselbst an der Seite der holländischen bestehen. Was sind jetzt die ehemaligen Königreiche *Cheribon* und *Bantam*? und was wäre aus ihnen und vielleicht aus der ganzen Kolonie geworden, wenn sie fortbestanden hätten? Nur aus physisch-politischer Freyheit kann wahre Freyheit des Geistes und Lust und Liebe für alles Gute hervorgehen. Würde der Adler die kühne Kraft haben, den unermesslichen Luftraum zu durchsegeln, wenn man ihm die Augen ausstechen, die Flügel verkürzen oder einen Strick an seine Füsse binden würde? Slavery unterdrückt die wohlthätige Entwicklung aller edlen Keime, vertilget dieselben vollends oder erzeugt nur Missgeburten.

Das Gute, welches von den fruchtbaren Fürstenländern oder für dieselben unter der holländisch-indischen Regierung, überhaupt unter einer gemässigten, in allen Beziehungen angemessenen Verwaltung entspriessen würde, ist nicht zu berechnen. — Möge bald die Morgenröthe der Freyheit unsern indianischen Brüdern einen glücklichen Tag verkündigen!

Die holländisch-indische Regierung.

Seit meiner Rückkehr aus Ostindien erkundigte man sich oft bey mir nach der Lebensart der Indianer, ihren Einrichtungen, Industriezweigen und allgemeinen Verhältnissen zu den Holländern. In Betreff dieses letzten Punktes gieng das wesentliche dieser Frage immer dahin, ob die Indianer auch menschlich behandelt würden; — worauf ich um so lieber antwortete, da ich mit reiner Wahrheit und Ueberzeugung nur Löbliches sagen konnte. *) Um auch in dieser Hinsicht die Neugierde oder Wissbegierde meiner verehrten Leser zu befriedigen, will ich so kurz wie möglich die Bestandtheile der gegenwärtigen Regierung darzustellen suchen.

*) Denn eben so wenig einige Tropfen Dinte die Gewässer eines Secs färben, können einzelne ungerechte Handlungen den Ruhm eines ganzen Volkes beflecken.

Der erste niederländische Beamtete nicht nur für *Java*, sondern für alle Holland zugehörigen, ostindischen Besitzungen, ist der General-Gouverneur, oder Stadthalter, des Königs zu *Batavia*. Er führt demnach den Titel: *Gouverneur-General over Nederlandsch Indië, mitgaders Opperbevelhebber, van Zyner Majesteits Land en Zeemagt, beosten de Kaap de goede Hoop etc. etc.* *) Seine umfassende Gewalt wird einigermaßen beschränkt durch die zweyte Instanz, den Rath von Indien, dessen Gliedern man den Titel: „Edle Herren“ giebt, und welche dem Gouverneur gleichsam als Gegengewichte beygefügt sind.

Hierauf folgen: der hohe Gerichtshof von *Batavia* und der Prokureur - General; dann die Justiz-, Finanz-, Militair-, Marine, und alle zur allgemeinen Staatsverwaltung gehörigen Departemente und die Residenten oder Unterstadthalter in den Provinzen auf *Java*.

Der Gouverneur von *Celebes*, welcher in *Makassar* und der Gouverneur der Molukken, der in *Amboina* residirt, stehen unter dem Oberbefehle des General-Gouverneurs, und werden durch ihn, unter Genehmigung des Königs, ernannt. So wie denn überhaupt alle Ernennungen von diesem ersten Beamteten ausgehen und in *Niederland* bestätigt werden.

Es würde zu weit führen und einen allzugrossen Raum erfordern, alle besonderen Abtheilungen der allgemeinen Verwaltung zu nennen, und die eigenthümlichen Verrichtungen einer jeden derselben anzugeben; es ist hinreichend wenn ich sage, dass die niederländisch-indische Regierung in Hinsicht ihrer Grundlage und aller ihrer Verzweigungen mit den vorzüglichsten Regierungen Europa's wetteifern kann.

Nach der Abreise des edlen General-Gouverneurs, Baron *van der Capellen*, im Anfang des Jahres 1826, erschien der Burggraf *du Bus de Gisignies* als Commissär, um den Oberbefehl bis zur Ernennung eines neuen Stadthalters, zu führen. Es war ein biederer Mann, der sein Vaterland und seinen Fürsten liebte, und aufrichtig das allgemeine Wohl zu befördern suchte, aber oft in den Mitteln fehlte, um zu diesem schönen Zwecke zu gelangen.

Gleich bey seiner Ankunft wurde er von Schmeichlern und sogenannten Volks- und Vaterlandsfreunden umgeben, die weder Herz noch Kopf hatten, seinen wohlmeinenden Ansichten zu dienen, sondern sich vorzüglich damit beschäftigten, durch Tadel der vorigen Regierung und unter dem Deckmantel von Aufopferung und Uneigennützigkeit, ihren Egoismus zu befriedigen. Herr *du Bus* kannte weder die Landes-Sprache noch die Sitten, die Eigenthümlichkeiten und besonderen Verhältnisse der Landeseingebornen zum Mutterland, und demnach eben so wenig die zweckmässigste Art dieselben zu leiten. Er wendete sich also an solche Männer, die vermöge ihrer Aemter und eines langen Aufenthaltes auf der Insel, ihn hätten in den Stand setzen können, seinen wichtigen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu entsprechen. Allein er gieng in seinem Vertrauen zu diesen Leuten, ohne genugsame Kenntniss ihres moralischen und politischen Werthes zu weit, sah nur mit ihren Augen, hörte nur mit ihren Ohren, und wurde dadurch, ohne es weder zu wissen

*) Gouverneur-General über *Niederlands Indien*, zugleich Oberbefehlshaber von Sr. M. Land- und Seemacht, östlich vom Cap der guten Hoffnung etc. etc.

noch zu wollen, das Werkzeug einer Parthey, die es mit Niemand als mit sich selbst wohl meinte.

Was aber bey einem Privatmann ein blosser Fehler ist, wird bey einem Staatsmann, der Millionen lenken soll, zum Verbrechen. Wie manche unheilbare Wunde schlug plötzlich die übereilte Maasregel, ohne die mindeste Vorbereitung, eine grosse Zahl verdienstvoller Beamteten, die die schönste Zeit ihres Lebens, ihre Gesundheit und ihre Heimath aufgeopfert hatten, auf ein geringes Wartgeld zu setzen oder gar zu verabschieden und dem grössten Mangel Preis zu geben? — Wenn auch Veränderungen und Ersparnisse in dem Willen und Befehl des Königs und dem Interesse von den Niederlanden lagen, so konnte doch die grelle Art, dieselben zu erzielen, von dem menschenliebenden Fürsten unmöglich gebilligt werden. Alles hätte milder und schonender gethan werden können und sollen.

Ich schrieb diese Skizzen mit Freymüthigkeit und Wahrheit; nur der wird sich durch eine Rüge beleidigt finden, der sich für vollkommen und ohne Fehler hält.

Der Herr *du Bus* hatte so viele vortreffliche Eigenschaften, dass wenn er vor dem Antritt seiner Regierung ein paar Jahre als Privatmann auf *Java* gelebt und dadurch die verschiedenen Verhältnisse und Menschen besser kennen gelernt hätte, er in Uebereinstimmung mit dem philanthropischen System des Baron *van der Capellen* unendlich mehr Gutes gethan hätte.

So freymüthig ich das Tadelnswerthe bemerkte, so aufrichtig und gerne will ich den Verdiensten ihre Anerkennung zollen.

Herr *du Bus* war sehr einfach und mässig in allen Theilen seiner Hofhaltung, und gab manchem subalternen Beamteten ein nachahmungswürdiges Beyspiel. Unermüdlich arbeitsam, war er stets bedacht, alles dasjenige einzuführen, was zur Belebung der Betriebsamkeit und Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes dienen konnte. Die Herren *van der Capellen* und *du Bus* wollten gewiss beyde das Beste des Landes und durch dasselbe, zwar auf verschiedenen Wegen, die Wohlfahrt der Niederlande bezwecken. Aber ihr Loos war verschieden; der erste wurde von allen, die ihn kannten, geliebt *) und seine Abreise wie die eines zärtlichen Vaters beweint; der andere wurde von vielen geachtet, von allen gefürchtet und sein Abschied wird vielleicht durch wenig aufrichtige Thränen rührend gemacht werden. Der neue General-Gouverneur, welcher zu seiner Ablösung von dem schwierigen Posten ernannt wurde, ist der rühmlichst bekannte General *van der Bosch*, der unter andern die Colonie *Frederiksoord* in Holland anlegte.

Viele meiner verehrten Leser werden vielleicht die Wahrheit der vortheilhaften Schilderung bezweifeln, welche ich bey verschiedenen Gelegenheiten von der holländisch-indischen Regierung machte, indem frühere Reisebeschreibungen die Niederländer in Westindien, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Ostindien als rohe, grausame Tyrannen darstellten, welche jährlich viele tausend Menschen ihrem unersättlichen Golddurst aufopfern. Ich selbst war früher ebenfalls die-

*) Ausgenommen von einigen *Nubobs*, die einen Staat im Staate zu bilden wünschten.

ser Meinung und glaubte in jedem holländischen Seemann einen Sklavenhändler oder Seelenverkäufer zu erblicken.

Doch wenn man auch von gedachten Reisebeschreibungen, welche die Holländer so ungünstig darstellten, manches romantisch-grässliche absondert, so bleibt immer noch des gerechten Tadelns nur allzuviel übrig; was aber sehr leicht durch den allgemein anerkannten Grundsatz zu erklären ist, dass nichts so gefährlich sey und so üble Folgen nach sich ziehe, als selbstsüchtigen, rohen Menschen, eine ausgebreitete oder gar unumschränkte Macht zu übertragen.

Kaufleute, die sich zu einer Gesellschaft vereinigten, waren die ersten, welche des Handels wegen nach Ostindien kamen. Das Gefährliche einer für die damaligen Zeiten sehr abentheuerlichen Seereise und das geheimnißvolle Dunkel, welches noch über Indiens wenig besuchte Gestade schwebte, schreckte auch den ärmsten Tagelöhner ab, sich von Weib und Kindern zu trennen, und ruchlos, für wenigen Gewinn, dem unbekanntem Jenseits unermesslicher Meere entgegen zu eilen. Mit den Kaufleuten war es anders beschaffen; Habsucht verbannte aus ihrer Brust jegliche Furcht und mit dieser zugleich das Gefühl für Recht und Billigkeit, sie suchten durch List und Betrug, was sie auf andere Art schwerlich würden erhalten haben. Für Geld und Versprechungen gewannen sie Bösewichte, den Händen der Gerechtigkeit entwischt, und liessen Einheimische und besonders Fremde *) unter allerley Vorwand nach abgelegenen Häusern locken, und von da nach dem segelfertigen Schiffe schleppen.

Wie könnte man wohl von solchen Menschen Gutes erwarten, die mit verbrecherischer Hand in die heiligsten Rechte eingriffen, alle Bande der Natur zerrissen, ihre eigenen Landgenossen um schnöden Gewinn wie Sklaven über das Meer hinschleppten, was konnte man von ihnen erwarten, als Ungerechtigkeiten und Rohheiten aller Art, die den europäischen Namen in allen Welttheilen brandmarkten.

Zu eben der Zeit, da diese den überseeischen Brüdern Fesseln anlegten, warf man in den Niederlanden mit wundervollem Muthe und einer riesenhaften Anstrengung das eiserne Joch der Spanier von sich und zeigte der Mit- und Nachwelt zur Warnung aller Despoten: was ein gesammtes

*) Ich kannte auf *Java* einige Deutsche, welche in Amsterdam auf die Schiffe geliefert (*geyondseid*) wurden und auf eine sonderbare Weise in Indien ihr Glück machten, indem sie sich von dem Stande gemeiner Matrosen zu den höchsten Ehrenstellen empor schlangen. — In der Blüthe ihrer Jugendzeit dem Vaterlande entführt, grau geworden in Indien, durch vielfache Verhältnisse an dieses Land gebunden, reden sie von der Heimath wie von einer lieblichen Erinnerung aus den glücklichen Kinderjahren und werden auf der Insel ihr Daseyn enden.

Nicht am unrechten Orte scheint mir hier eine Anekdote von dem Juden *Mieroo*, der seines Reichthums wegen auf ganz *Java* bekannt ist. Er diente in seiner Jugendzeit als Soldat, und da seine Nation im Allgemeinen wenig Hang zu diesem Stande zeigt, so ist er auch vermuthlich ein Krieger wider seinen Willen geworden. Während seiner militärischen Laufbahn stand er einst Schildwache bey der Wohnung des damaligen Gouverneurs zu *Molenvliet* nahe bey *Batavia*, und wurde vor derselben, da man ihn auf seinem Posten schlafend angetroffen hatte, mit einer guten Tracht Stockprügel regalirt. Nach Ablauf der Exekution schwur er bey allen Propheten Israels, dass das Regierungshaus, der Zeuge seiner Schande, einst Zeuge seines Glückes und sein Eigenthum werden müsse. Er wusste sich seine Entlassung aus dem Kriegsdienste zu verschaffen, trieb einen einträglichen Handel, und kaufte, als die Residenz des Gouverneurs in ein anderes Gebäude verlegt wurde, das Regierungshaus, welches er noch jetzt bewohnt, und darin jährlich, wahrscheinlich zum Andenken an die unvergessliche Bastonade, einigen hundert Personen ein prachtvolles Gastmahl giebt.

Volk zu thun im Stande sey, wenn man dasselbe auf das Aeusserste treibt. Die Regierung des jungen Freistaates war allzusehr damit beschäftigt, als dass sie das unrechtmässige Verfahren ihrer Unterthanen hätte untersuchen und ahnden können. Ueberdies waren die Kauffahrtheyschiffe oder Indienfahrer zum Kriege ausgerüstet, thaten dem Feinde in seinen indischen Besitzungen sowohl als auf dem Meere grossen Abbruch und erhielten dadurch viele Vertheidiger, welche nur die Vortheile, nicht aber die Ungerechtigkeiten aller Art anmerkten.

Doch weg mit dem traurigen Gemälde von Ehemals! Der Sturm hat sich gelegt. Das Entsetzen der Insulaner, wenn sie in blauer Ferne die Segel der Weissen erblickten, ist verschwunden. Menschlichkeit führte das verlorne Zutrauen zurück, gute Gesetze stellten die Gleichheit her, schützten die Schwachen gegen die Mächtigen und über dem Grabeshügel der Anarchie und ihres unseligen Gefolges, reichten sich Europäer und Indianer brüderlich die Hände!

Und hiemit lebe wohl, gutes *Java!* dessen immer grüne Ufer ich wohl nie mehr erblicken, aber auch nie vergessen werde. Lebet wohl gutmüthige Inselbewohner! Wenn Ihr uns Weissen auch nicht an Farbe und Sprache gleichet, so seyd Ihr dennoch unsere Brüder, denn wir sind Kinder eines ewigen Wesens, das uns versteht, wenn wir dasselbe Vater oder Allah nennen.

So wie unsere Sonne auch Euere Fluren bescheint, Euere Früchten und Saaten reifet und mit ihren glänzenden Strahlen sogar das geheimnissvolle Innere der Seele erhellet, so blickt auch der nehmliche Mond, der bey uns in stiller Nacht mit magischem Lichte die Zinnen der Alpen, Städte und Dörfer beleuchtet, auf Eure Binsendächer und Kokosbäume hernieder.

Noch ein anderes weit schöneres Himmelslicht ward von dem Ewigen für Euch wie für uns geformt. Ein Licht, das keine irdische Macht Euch lange mehr vorzuenthalten vermögen wird. Schon brechen, wenn auch langsam, seine göttliche Strahlen durch den dünner werdenden Schleyer Eurer Atmosphäre; richtet Euch empor, gewöhnt Euch an seinen herrlichen Schimmer und folget ihm, denn es ist der unsichtbare Führer, der uns durch die Irrgänge der Zeiten, unserer endlichen Bestimmung der Vollkommenheit entgegen führt. Wenn ich bey den Meinen, im geliebten Vaterland, oft mit Wehmuth und inniger Theilnahme an Euch zurückdenke, und meine Sehnsucht zu wissen wie es Euch gehe, vergebens nach Befriedigung ringet, dann tröstet mich die zuversichtliche Hoffnung und der unwandelbare Glaube, Euch einst da wieder anzutreffen, wo der Brahmine und der Paria, der Christ und der Islam nur Eine Familie bilden, wo keine Nebelbilder mehr unsere Augen bethören und alles Endliche sich in's Ewige umgestaltet.



flöte, *suling*.
 frucht, *bowa*.
 fisch, *ikan*.
 füllen (Pferd) *anak kuda*.
 fünf, *lima*.
 freytag, *djumabad*.

G.

Gehen, *djalan*.
 garten, *kebon*.
 geschwind, *lakas*.
 gattin, *binih*.
 gabel, *garpuh*.
 galeere, *prau dajongan*.
 ganz, *enterob*.
 garn, *henang*.
 gebet, *permintah-an*.
 geblümt, *ber bunga*.
 — (wie ein Schwert)
 be pumor.
 geduld, *ka-tahan-an*.
 gelb, *kuning*.
 geißel, *tjambok*.
 gross, *besar*.
 geist, (Seele) *njawa*.
 — (Gespenst) *bayang*.
 — (Vernunft) *akel budie*.
 gehorsam, *turut printab*.
 geiss, *kambing*.
 geld, *uwang*.
 gelehrt, *alim*.
 glaube, (Religion) *agama*.
 glück, *ontong*.
 genug, *sampeh*.
 geschichte, *bhikayat*.
 geschütz, (Kanone) *marijam*.
 gestreift, (Kleid) *gingang*.
 geruch, *bauu*.
 gefecht, *ka-praug-an*.
 gewand, *paki-an*.
 gewehr, *barang sintjabta*.
 geier, *burong nasar*.
 gift, *ratjun, upas*.
 gestern, *kilmaren*.
 gott, *allab*.
 — (der höchste) *allab ta-
 alab*.
 göttin, *dewie*.
 gold, *mas*.
 grab, *kbubur*.
 gras, *rumpu*.
 griechen, *orang romah*.
 gemüse, *sayor*.
 gruss, *salam*.
 grossmutter, *neneb*.
 grossvater, *akhie*.
 gulden, *rupia*.

H.

Haifisch, *ikan tjujut*.
 haar, *rambut*.
 halb, *tengah*.
 hals, *leher*.
 halt! *berenti-lab!*
 hammer, *martil*.
 hand, *tangan*.
 handschuh, *sarong tangan*.
 heide, *orang capir*.
 hülle, *nurraka*.
 held, *pabalawang*.
 hemd, *kamedja*.
 himmel, *sorgab*.
 henne, *ayam*.
 hengst, *kuda djantan*.
 herberg, *tampat menginap*.
 herbst, *musim barat*.
 hier, *di sinie*.
 hinken, *pintjang*.
 hut, *toppie*.
 husten, *batok*.
 hof, *dalm, astana*.
 hofjunker, *orang astana*.
 hund, *andjing*.
 honig, *maduh*.
 haupt, *kapalah*.
 hauptstadt, *ibuh negrie*.
 hoch, *tingie*.
 hoherpriester, *imam besar*.
 hochlehrer, *pandita*.
 holz, *kajuh*.
 heuchler, *orang purah purah*.
 haus, *rumah*.
 hütte, *pondok*.
 hundert, *ratus*.
 hunger, *lapar*.
 halsband, *ikat leher*.

I.

Ich, *aku, saya, guwa*.
 indien, *hindustan*.
 indigo, *tarum*.
 in, *dalem*.

J.

Jahr, *tabun*.
 jagen, *burub*.
 jasmin, *melatie*.
 jerusalem, *jerusjaleim*.
 jugend, *ka-muda-an*.
 junker, *awang*.
 jungfrau, *parawan*.
 jud, *orang jehudeh*.
 jesu, *isab*.

K.

Kerze, *lilin*.
 käse, *kedjob*.
 kalb, *anak sampie*.
 kalch, *kapor*.
 kameel, *onta*.
 können, *bulie*.
 karavanne, *kaflah*.
 kastanien, *buwa khustal*.
 katze, *kutjing*.
 kaiser, *sulthan, kbeitsar*.
 kirche, *mesdjit, gredja*.
 ketzer, *mobdia*.
 küche, *dapor*.
 kind, *anak*.
 kindskind, *tjutju*.
 kindskindskind, *tjitjie*.
 kindskindskindskind, *piejot*.
 kloster, *per-tapa-an*.
 kaffe, *khawab*.
 kugel, *pelohr*.
 kokosbaum, *pohon kalapa*.
 — milch, *santan*.
 könig, *radjab*.
 königsthron, *tachta ka-radjab-
 an*.
 konstantinopel, *romah, islam-
 bul*.
 kalt, *dingien*.
 kriegsknecht, *laskar*.
 krokodill, *bowaya*.
 kuss, *tjium*.

L.

Lam, *anak domba*.
 landschaft, *nagara*.
 lanze, *tombak*.
 laterne, *tang glong*.
 leder, *kulit*.
 löwe, *singah*.
 löffel, *sindok*.
 leben, *hidop*.
 liebe, *kaseh, tjintab*.
 lügen, *djusta*.
 laute (Instrument), *dindie*.
 lieutenant, *pingantie*.

M.

Magd, *anak dara*.
 mond, *bulan*.
 montag, *harie senen*.
 mager, *kurus*.
 monat, *bulan*.
 mangel, *kusan*.
 markt, *bâzar*.
 märtyrer, *sjabied*.

masker, *toppeng*.
 matros, *orang laut*.
 medicin, *obat*.
 mehl, *topong*.
 milch, *susub*.
 mensch, *menus'ab*.
 meridian, *chath istiwah*.
 messer, *piso*.
 mit, *degen*.
 mauerer, *tukan batu*.
 mittag, *tenga harie*.
 million, *sa ratus laxa*.
 minister, *mantrie*.
 messe (Cottesdienst), *khudas*.
 mutter, *ma, ama, iebu*.
 muthwille, *nakal*.
 mund, *mulut*.
 moor (hindostaner), *orang
 kodjob*.
 mord, *pem-bunco-an*.
 morgen, *pagi*.
 maus, *tikus*.
 muskus, *kastorie*.
 mittwoch, *harie rebo*.

N.

Nahe, *dikat*.
 nacht, *telandjang*.
 nadel, *djarum*.
 nagel, *paku*.
 narr, *orang gila*.
 narziss, *nargis*.
 nabel, *pusat*.
 niederland, *benuwa malanda*.
 nefte, *sudara sa pupu*.
 nein! *trada! tjiaada!*
 neun, *sumbilan*.
 nektar, *sjerbat*.
 nesselteuch, *mogah*.
 nase, *hidong*.
 nebel, *assap*.
 neu, *baru*.
 nympe, *bidie jâdarie*.
 nord, *utarab*.
 nordsee, *laut utarab*.
 nützen, *gunob*.
 nehmen, *ambil*.
 nähren, *minjait*.

O.

Oder, *atawa*.
 opfer, *per sunbayan*.
 oel, *minjak*.
 olive, *zeit*.
 ohr, *kuping*.
 ost, *timor*.

ostindien, *hindostan*.
 offenherzig, *ter buka hati*.
 oberpriester, *imam*.
 ordenszeichen, *bintang baha-darie*.
 otter, *andjing ayer*.
 oberste, *kapala*.

P.

Paar, *passang*.
 pferd, *kuda*.
 pfau, *merakh*.
 pfad, *lurong*.
 pallast, *astana*.
 palmbaum, *pohon chorma*.
 pantoffel, *tjenella*.
 panzer, *zisha*.
 papier, *kartas*.
 paradies, *djennat*.
 perle, *mutiara*.
 perlenschnur, *utas mutiara*.
 paternoster, *tasbehih*.
 pilgrim, *hadjie*.
 pfeffer, *lada*.
 persien, *farsie, adjam*.
 pharisäer, *farsie*.
 philosoph, *hhakim*.
 pfeil, *panab*.
 pfeiffe (mus. Instr.), *suling*.
 pistole (Gewehr), *bandok*.
 pistolenschuss, *tembak bandok*.
 planet, *siejarat*.
 pflug, *tangala*.
 porte, *pinto*.
 predikant, *pandita*.
 prinz, *putra pangerang*.
 prinzcassin, *putrie*.
 prophet, *nabie*.
 psalm, *masmur*.

R.

Rathhaus, *ruma bitjara*.
 rabe, *gagakh*.
 rabbiner, *maolana*.
 rang, *pangkat*.
 rapport, *chabar*.
 regen, *udjan*.
 recht (adverb.), *betul*.
 richter, *hhakim*.
 rechtsgelehrter, *sakbie*.
 reiger, *bangob*.
 republik, *benuwa mardeika*.
 riese, *raksjasa*.
 reiten, *tungan kuda*.
 reichskron, *makuta ka-radja-an*.
 reiss bras.

ring, *tjintjien*.
 rubin, *manikam*.
 rundum, *kuliling*.
 roth, *merab*.
 rauch, *asap*.
 räuber, *orang rampok*.
 rosenwasser, *ayer mawar*.

S.

Samstag, *harie saptu*.
 sabel, *golok pedang*.
 salpeter, *sindawa*.
 sandelholz, *kayu tjindana*.
 schachbrett, *papan tjatur*.
 schaaf, *domba*.
 scheere, *gonting*.
 schande, *ka maluana*.
 schelle, *lotjeng*.
 schöpfer, *chaliek*.
 schimmel, *kuda dauk*.
 schiff, *kapal*.
 schillspatron, *juragan kapal*.
 schuhe, *sapatu*.
 schule, *midras*.
 scorpion, *kaladjinking*.
 schreiben, *tulis*.
 schuld, *utang*.
 seraph, *israfien*.
 slave, *budakb*.
 schlange, *ular*.
 schlafen, *tidor*.
 schlüssel, *kuntje*.
 schmidt, *tukan bissie*.
 schnee, *thaldu*.
 spanien, *ispanieha, kastieltja*.
 spielen, *main*.
 spiegel, *katja*.
 speis, *makanan*.
 sprechen, *kata, bitjara*.
 springen, *lompat*.
 stunde, *batu*.
 stern, *bintang*.
 steigen, *naik*.
 stil, *dijam*.
 stuhl, *konsie*.
 staub, *passir*.
 student, *murid*.
 steuermann, *djurmudie*.
 stehlen, *mantjurie!*
 stiege, *pangkat*.

T.

Tambur, *pemalin gendang*.
 tamerinde, *tamar hindje*.
 testament, *watsiejat*.
 tyrann, *peng-gaguh*.

tiger, *matjan*.
 tinte, *warna*.
 titel, *gelar*.
 thurm, *menarab*.
 turteltaube, *tukukur*.
 thräne, *ayer mata*.
 trabant, *beduwanda*.
 traurig, *terkabong*.
 turban, *dastar*.
 tulpe, *lala*.

U.

Unglück, *tjiluka*.
 überfluss, *terlalu banjak*.
 übernachten, *mondok*.
 uhu, *ponggo*.
 untreue, *chejfanat*.
 ungefähr (beynahe), *ampir*.
 unze, *tabil*.
 unter, *dibawa*.
 untugend, *ka djabatan*.
 unrcin, *gotor*.
 urtheil, *hhukuman*.
 über See, *di sabrang laut*.
 übersetzen, *djuwo babusa*.

V.

Vier, *empat*.
 vierzehu, *empat blas*.
 vater, *bäpa*.
 von, *darie*.
 vieh, *binatan*.
 viel, *banjak*.
 venuskrankheit, *radja sienar*.
 verbergen, *sembunie*.
 vertheilen, *bagie-an*.
 verdross, *sussa*.
 vertreiben, *buwang*.
 vergelten, *halas*.
 vergnügt, *senang hati*.
 vergessen, *lupa*.
 vergehung, *ampon*.
 verhungern, *mati-ka-lapar-an*.
 verlehnen, *bri sewa*.
 verkaufen, *djuwal*.
 verlorst, *ka-rugi-an*.
 verstehen, *mengarti*.
 verstand, *akbal*.
 verfolgen, *usir burub*.
 violin, *rabub*.
 voll, *penub*.
 vollmacht, *kuwassa*.
 vorthcil, *ontong*.
 vorlesen, *mengadje*.
 vorurtheil, *sjak*.

vorfechten, *pandeikar*.
 vorsagen, *tenong*.
 voraus, *di muka*.

W.

Waage, *timbangan*.
 wachen, *djaga*.
 wo? *mana?*
 waare, *barang*.
 wahrhaftig! *songoh! songoh!*
 werth, *harga*.
 warum? *mengapa?*
 wallfisch, *ikan pausus*.
 wenn? *kapan?*
 wer? *siapa?*
 waffen, *sindjata*.
 warm, *panas*.
 was? *apa?*
 wasser, *ayer*.
 wasserkrug, *gindie*.
 wasserfall, *djaram*.
 weinen, *menangis*.
 wegen, *deri pada*.
 wegjagen, *usir*.
 wenig, *sedigit*.
 wohlthat, *derma*.
 welt, *dunia*.
 weihrauch, *istanggie*.
 wir, *kita*.
 weib, *binie*.
 weibchen (Thier.), *betiena*.
 wein, *angor*.
 wildniss, *utan*.
 wollen, *mau*.
 wind, *angin*.
 weiss, *putih*.
 wunde, *luka*.
 wurm, *tjatjing*.
 würgen, *tjekkek*.
 waschen, *tjutje*.
 wohnung, *rumah*.
 wort, *per kata-an*.
 wurzel, *akar*.

Z.

Zusammen, *sama, sama*.
 zusammenkommen, *per kumpol*.
 zahm, *djinak*.
 zahn, *gigie*.
 zahnschmerz, *sakit gigie*.
 zange, *kakatuwa*.
 zu, *di, ka*.
 zeichen, *tanda*.
 zehn, *sa puloh*.
 zeit, *kutieka*.
 zeitschrift, *tariech*.
 zimmermann, *tukan kaju*.
 zinn, *tima putih*.
 zuthun (schliessen), *tutop*.
 zueignen, *ampoenje-kan*.
 zuschauen, *nontong*.
 zukunft, *tcmpo ka datang-an*.
 zuhören, *dengar*.
 zurufen, *pangil*.
 zuspeise, *suyor*.
 zufall, *per temu-an*.
 zwanzig, *dua pulo*.
 zucker, *gula*.

JAVAN'SCHE S ALPHABET.

ha, na, tja, ra, ka, da, ta, sa, ma, la, pa, dja, ja,

m n, 2s, n, m, w, m, n, u, m, u, w, u,

passangan's
(Abkürzungs-
zeichen).

m, f, m, n, r, z, s, t, u, r, u, w, u,

nja, ma, ga, ba, nga, a, e, i, o, u, ren, lau,

m, n, m, m, m, m, m, m, m, m, u, u,

passangan's
(Abkürzungs-
zeichen).

m e m z

ZEICHEN, welche die Buchstaben verändern.

| | | |
|---|--|---|
| <p>7 verändert den Buchstaben in e</p> <p>7 (vor) u. hinten " " " " o</p> <p>o oben auf dem " " " " i</p> <p>o hinter " " " " ö</p> | | <p>auf dem Buchstaben macht rr</p> <p>(vor " " " " " " hra, hri od. hro</p> <p>• auf " " " " " " ng</p> <p>7 hinter " " " " " " u</p> |
|) verdoppelt den Laut des letzten Buchstabens eines Worts. | | |

Man einen Buchstaben gefügt, macht'iea' als y hiea.

Erklärung der Bilder.

I. Ein javan'sches Kind.

Allgemeine Bemerkung in Hinsicht der Kinder.

Die Kinder der Javaner sind wohl gewachsen, flink und stark. Diese natürlichen Vorzüge sind, meines Erachtens, eine Folge ihrer Erziehung im Freyen. Am ersten Lebenstage schon werden sie im kalten Wasser gewaschen und dieses wird fortgesetzt, bis sie laufen und ihrer Neigung zum baden selbst folgen können. Alsdann leben sie gleichsam wie Amphibien und erlustigen sich mehr im Wasser als auf dem Lande. Bey der grössten Erhitzung springen Kinder und Erwachsene in das Wasser, oder giessen sich dasselbe mit einer ausgehöhlten Kokosnuss über Kopf und Leib.

Anstatt Seife gebrauchen die Javaner oft Sand oder Erde, um sich zu reinigen. *)

Die Kinder werden selten gewiegt oder getragen; sobald ihre Kräfte auch nur ein wenig entwickelt sind, kriechen sie den ganzen Tag herum, bald in, bald vor dem Hause. Oft fallen sie in der brennenden Sonnenhitze vor Ermüdung in Schlaf, wo man sie unbekümmert liegen lässt. Mit der nämlichen Sorglosigkeit gestattet man ihnen halsbrechende Belustigungen. Ich sah oft mit Entsetzen drey bis vier Knaben, die kaum laufen konnten, zusammen auf einem Pferd oder Büffel herum gallopiren. Das letztgenannte Thier gewöhnt sich so sehr an die Kinder und wird ihnen so zugethan, dass es ihr eifrigster Vertheidiger gegen die Anfälle des Tigers wird und schon manchen das Leben rettete. **)

Seit einigen Jahren werden den Kindern die Kuhpocken durch Priester, unter Aufsicht europäischer Aerzte, eingepft. Gegen alle Erwartung fand dieses schützende Mittel gegen diese verheerende Seuche nicht die mindeste Abneigung. Die sonst an ein blindes Schicksal glaubenden Mahometaner nahmen mit dankbarem Vertrauen die Mittel zur Hand, welche ihnen die Weissen bekannt machten. Ein Beweis, dass selbst bey den intolerantesten Völkern eine nützliche Einrichtung über tief eingewurzeltes Vorurtheil siegen kann.

In der Provinz Cheribon (im Mittelpunkt der Insel) haben viele Kinder und Erwachsene die schreckliche Krankheit, *sampar djawa* genannt, eine Art Elephantiasis. Die meisten Javaner geben bey der ersten Erscheinung derselben die Hoffnung auf, je davon genesen zu können, und sind dabey so unbesorgt, dass sogar Mütter, deren Brüste davon angegriffen sind, dennoch ihre Kinder davon nähren und denselben das fürchterliche Gift mittheilen.

Man sagt, dass das Fleisch des weissen Büffels, welches sehr erhitzend ist, viel zur Unheilbarkeit dieser Krankheit beytrage. Diese Sache wäre einer sorgfältigen Untersuchung würdig. Die weissen und schwarzen Büffel sind eines Ursprunges, werden zur nämlichen Arbeit benützt, haben gleiche Nahrung und Behandlung, sind beyderley Geschlechts und von einer und derselben Grösse und Stärke. Doch sind sie im Preise sehr verschieden und das Fleisch der weissen wird beynahe blos von der ärmsten Klasse gegessen.

*) Man hat auf *Java* eine Frucht, beinahe von der Grösse und Gestalt einer Baumnuss; sie heisst *Rarak*. Weicht man dieselbe ein wenig in Wasser ein und reibt sie zwischen den Händen, so erhält man einen seifenartigen Schaum, der sehr gut zum waschen ist.

**) Im Jahr 1825 wurde in der Residenz (Provinz) Cheribon, Abtheilung *Kuningan*, ein kleiner Knabe von einem Tiger angefallen und hatte schon einige bedeutende Wunden erhalten, als ein muthiger Büffel es wagte, seinen misshandelten Liebling gegen das Unthier zu vertheidigen. Obwohl im freyen Felde der Tiger fast immer Sieger bleibt, da er mit Gewandtheit auf den Nacken des Feindes springt und seine scharfen Klauen und fürchterliches Gebiss ungehindert gebrauchen kann, so wurde doch diesmal die leidende Unschuld gerettet und das blutdürstige Thier durch die spitzen Hörner des treuen Büffels so übel zugerichtet, dass es auf der Flucht dahin sank und starb.

Zu *Tassikmalaya*, einem sehr schönen Dorfe am Fuss des feuerspeienden Berges *Galongoeng*, fand ich mehr als dreissig Familien, in welchen diese Krankheit herrschte, und sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzte. Von letztern waren einige in einem so erbärmlichen, Schauder erregenden Zustande, dass man dieselben nur mit Entsetzen anblicken konnte. Der menschenfreundliche Resident, *Baron R. van der Capellen*, Bruder des trefflichen General-Gouverneurs, gab sich alle erdenkliche Mühe, das Elend dieser bedauernswürdigen Geschöpfe zu erleichtern und die leichtsinnigen Eltern zu unterrichten, wie man das Uebel verhindern oder wenigstens vermindern könne. Einige Kinder genasen. Man gab ihnen blutreinigende Getränke und nachher täglich einige *Gran mur. hydrarg. oxidul.*, dabey mussten sie Schwefelbäder und *Aq. phagad.* gebrauchen.

In den *Kampong's* (Dörfern) und *Nagris* (Hauptörtern) werden die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet. Man lehrt die javan'sche und niedermalay'sche Sprachen und schreibt mit javan'schen, malay'schen oder arabischen Buchstaben.

Einige dieser Kinder, die besonders gute Anlagen haben und Ehrgeitz zur Ausbildung derselben besitzen, werden in der niederländischen Sprache unterrichtet und auf Bureaux zum Copiren und Uebersetzen gebraucht.

II. Der javan'sche Landmann.

Auf diese Art ist der Landmann gekleidet und ausgerüstet, wenn er sich an seine Arbeit begiebt. An der Seite hängt a) sein *Gollok* oder *Klewang* (ein breites, schweres Messer); in der Rechten führt er b) den *Patjol*, Hacke, und in der Linken c) den *Tudong*, einen aus Blättern oder Schilf verfertigten Hut. Der Tagelöhner und *Kulie* (*porte-faix*) ist viel ärmlicher gekleidet und hat gewöhnlich nur einen Lappen, um seine Schamtheile zu bedecken. Abgehärtet von der frühesten Jugend an, gewöhnt an Entbehrungen und Beschwerden aller Art, arbeitet er sehr gut und fertig, sobald er unter gehöriger Aufsicht steht. Ist er aber sich selbst überlassen, und ohne durch den einen oder andern Gegenstand zur Thätigkeit angespornt zu werden, dann leidet er lieber Mangel und Noth, als dass er sich durch mühevollen oder anhaltende Arbeit etwas verdienen und seine Lage verbessern wollte. Ich bin versichert, dass die meisten Javaner das *dolce far niente*, mit Dürftigkeit gepaart, glücklichen Verhältnissen, in die sie sich durch Anstrengung und Arbeit versetzen könnten, weit vorziehen.

Die Lage des gemeinen Mannes muss einem Fremden beim ersten Anblick äusserst hart und unerträglich vorkommen. Besonders macht der slavische Zustand von Unterwürfigkeit des Gerin- gern gegen den Höhern auf das Gefühl eines Europäers einen sehr schmerzlichen Eindruck. Der Javaner empfängt die Befehle seines Edelmannes (*radehn's*) oder eines Vornehmen (*orang besar's*) nicht aufrecht stehend, sondern in der demüthigsten Haltung, gebückt oder sitzend, die Beine kreuzweis übereinander gelegt und den Leib vorwärts gebogen. So lange der Befehl währt, wiederholt er oft die Wörter *nja nun!* oder *nun!* (ja mein Beherrscher) auch wohl das Wort *tuan* (Herr), wenn er mit einem Europäer spricht. Er bringt alsdann, ohne vom Boden aufzustehen oder aufzusehen, von Zeit zu Zeit eine oder beide Hände, welche sich mit den Fingerspitzen berühren, auf seinen Kopf, als ein Zeichen seiner Unterwürfigkeit.

Dieser wirklich slavische Zustand scheint ihm nicht drückend und er dient lieber seinem gebornen Landesherrn unentgeltlich, als gut bezahlt einem Fremden. Mancher *Radehn*, der nicht einmal für acht Tage Reiss in seiner Hütte hat, wird von seinen Untergebenen auf den Knien bedient. Natürlich empört der Anblick solcher Handlungen das Herz eines freyen Mannes und er wird glauben das treffendste Gemälde zu entwerfen, wenn er von einem gemeinen Javaner sagt, dass er das unglücklichste, erniedrigteste Geschöpf der Erde sey. Bey längerem Aufenthalt aber unter diesen Menschen und bey näherer Bekanntschaft mit ihren Lebensansichten verschwindet allmählig das Anstössige ihrer Gebräuche und erscheint in einem milden Lichte. Man findet

nach und nach, dass ihr Zustand, nur nach unsern Grundsätzen von Unabhängigkeit, slavisch zu nennen, für sie aber im mindesten nicht drückend seye. Sie denken gerade so viel bey ihren Kniebeugungen, als manche unter uns bey dem Hutabnehmen und bey den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen.

Wird der Javaner von seinem Meister oder Oberrn hart behandelt und gedrückt, giebt ihm jener beynahe unausführliche Befehle, bey deren Vollziehung er selbst Gefahr läuft, dann sagt er im Tone der tiefsten Ergebenheit: *pegimana tuan punja prentah* (wie mein Gebieter befiehlt), und nur wenige haben den Muth, sich bey Beamten des europäischen Gouvernements zu beklagen, welches sie sonst vor Gewaltthätigkeiten schützen würde.

Im Ganzen genommen, besonders in allgemein physischer Hinsicht, ist der javan'sche Landmann einer der glücklichsten Sterblichen. Das heisse Klima, woran er gewöhnt ist, verschafft ihm einmal oder zweymal des Jahrs alle Nothwendigkeiten des Lebens und erspart ihm Vorrathskammern, warme Kleider und tausend quälende Sorgen für den Winter, welche so oft dem Bewohner anderer Länder den Schlaf rauben. Arbeitet er drey bis vier Tage für einen Herrn (Europäer), dann hat er genug verdient, um die übrigen Tage des Monats herum spazieren, oder ausgestreckt auf seiner Schilfdecke, Betel kauen und Tabak rauchen zu können.

Die herrliche, blühende Natur ist so freygebig gegen ihn, es kostet ihn so wenig für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, dass man wirklich das Loos eines solchen Mannes in Vergleichung mit dem eines europäischen Landbauers beneidenswerth finden könnte.

III. Ein javan'sches Tanzmädchen. *Rongin. Bedoio.*

Ihre Gesänge werden meistens improvisirt und den Zeitumständen und Zuschauern angepasst. Ein blosser Aufschlag ihrer Augen entdeckt ihnen die äusserlichen Vorzüge ihres Bewunderers. Ein schalkhaftes Lächeln belebt alsdann die Züge der Sängerin; sie lobt des Mannes schönen Wuchs, seinen Anstand, seine Augen, Füsse, Kleidung und endlich zum Schlusse mit einnehmender Naivetät seine edle Freygebigkeit und Grossmuth.

Diese Mädchen singen auch Volkslieder, deren Inhalt Geschichten und Sagen sind von *Java's* frühern Beherrschern. Viele derselben sind ganz im Geist von *Ovids* Metamorphosen und machen einen Theil der javan'schen Götterlehre aus.

Die *Monjet* (Affen) spielen die abentheuerlichsten Rollen darin. Da war unter anderm ein allmächtiger Riesen-Affe, der Berge versetzte und die Inseln *Java* und *Sumatra* durch das Meer (die Strasse *Sunda*) von einander trennte. — Ein Berg, dessen oberste Spitze die Gestalt eines Bootes hat, wird *gunong pralwe* (der Berg des Schiffes) geheissen. Die Arche des *Naby* (Propheten) *Noah* setzte sich, zufolge einer Tradition, nach dem Abfluss der Gewässer auf diesem Berge fest.

Wie eine *Rongin*, oder mit einer solchen gut tanzen zu können, macht einen Theil der javan'schen Erziehung aus.

In Hinsicht des sittlichen Charakters können diese Tänzerinnen am füglichsten mit den Freudenmädchen in Europa verglichen werden, denn sie leben, wie diese, von ihren Reitzen. Wenn ein javan'scher Chef solche *Rongins* in seinem Dienste hat und einem Europäer, den er beherbergt, recht viele Ehre und Vergnügen erweisen will, so stellt er eines dieser Geschöpfe zu dessen Verfügung. Es ist angenehm und der Mühe werth, eine gute, geschickte Tänzerin *tandak* (tanzen) zu sehen. Kopf, Augen, Zunge, Finger und Zehen sind nach den verschiedensten Modulationen der Musik in immerwährender Bewegung. Mit einem Fächer, den sie in der Hand halten, schla-

gen sie den Takt an der Beugung des Armes. Der Tänzer giebt seiner Rongin nach Belieben ein Geschenk. Geld einsammeln heisst bey den Rongins in einigen Gegenden von *Java, massak*, welches sonst kochen bedeutet.

Die Javaner lieben das Ronginspiel so leidenschaftlich, dass sie ihre heiligsten Pflichten vergessen und keine Strafe scheuen, um demselben beywohnen zu können.

Der Baron *van der Capellen*, gewiss der sittlichste Statthalter, der je Indiens Boden betrat, beschränkte so viel wie möglich diese verderblichen Nationalspiele, und in einigen Gegenden, vorzüglich in der Provinz *Priangan*, geht es in dieser Hinsicht ordentlicher zu, als in andern Theilen der Insel.

Die vornehmen Javaner sind sehr eifersüchtig auf den Besitz einer geschickten Rongin. Oft giebt die Entführung einer solchen Nymphe Stoff zu fürchterlicher Rache und ewigem Hass. Wenn sie sich in den Ruhestand begeben, so werden sie die gefährlichsten Geschöpfe für die Sittlichkeit, denn sie sind erfahren in allen Künsten der Verführung und dienen gewöhnlich als Unterhändlerinnen. Wer Lebensglück und Gesundheit zu schätzen weiss, wer nicht ruchlos seine ganze Zukunft vernichten und einem einzigen wollüstigen Augenblick aufopfern will, hüte sich vor ihnen, denn ihre Atmosphäre enthält physisches und moralisches Gift.

IV. Ein javan'sches Dörfchen.

K a m p o n g.

Man sieht 1) einen jungen *Bambus*, 2) den *Manga*, 3) *Kokos*, 4) *Arecca* oder *Pinang* und den *Pisang*-Baum. Der Dorf-Beamtete (*Lurah*) geht mit einem Bedienten (*Tugulir*) den Hütten zu. Ein altes Weib, dem ein kleines Kind den Rücken zukehrt, stampft Reiss in einem Troge, ein Mädchen siebet denselben. Daneben sieht man noch andere Personen zwischen den Hütten und gefärbte Baumwolle zum Trocknen aufgehängt.

a stellt einen *Padie lombong*, Reissbehälter, vor;

b ein Häuschen, unter welchem ein Stall für Büffel-Ochsen angebracht ist.

In der Ferne erblickt man einen zweyten Kampong, grasende Büffel und die Wächter derselben.

Das Wort Kampong bezeichnet nicht immer ein Dorf, denn oft braucht der Javaner dasselbe wenn er von einem allein stehenden Häuschen spricht. Wenn ihn eine wasserreiche, günstige Gegend, die noch unbewohnt ist, einladet, sich da anzusiedeln, so baut er ein Häuschen, nennt es Kampong und giebt demselben einen Namen. Nach und nach kommen andere Haushaltungen, legen Pflanzungen an und bauen Häuser, bis endlich ein Dorf entsteht. Das erste und Hauptbedürfniss ist Wasser in der Nähe des Dorfes, um *Sawa's*, Reissfelder, anlegen und baden zu können. Zum wenigsten muss das Erdreich in der Nähe gut genug seyn für *Tipar's* und *Gaga's* (trockene Reispflanzungen), welche dem guten Landmann viele Mühe und Arbeit kosten und nicht, wie die *Sawa's*, eine sichere Erndte versprechen. Ein wichtiger Gegenstand der Ueberlegung bey den Gründen eines Dorfes ist zugleich der Abstand von den Kaffeegärten; denn da der Javaner in denselben arbeiten, nemlich eine gewisse Anzahl Bäume unterhalten, die Früchte pflücken und nach den Packhäusern oder Magazinen bringen muss, so ist ihm natürlich viel daran gelegen, seine Wohnung so viel wie möglich in der Nähe aufzuschlagen, um sein Gesinde nicht auf einige Zeit verlassen, oder täglich an einen entlegenen Ort zur Arbeit gehen zu müssen.

Die Dörfer stehen in Wäldern von Frucht bäumen, welche eine angenehme Küble verbreiten und dem Indianer immerfort ihre Früchte anbieten, da das Reifen der Gewächse nicht wie bey uns auf besondere Jahreszeiten eingeschränkt ist, sondern das ganze Jahr hindurch statt findet.

V. Ein Priai, Mandor, Suruan, Wegweiser, Aufseher, Bote.

Es ist für den geschicktesten Beobachter und Kenner des menschlichen Herzens unmöglich, ein treues Bild von diesen Menschen zu entwerfen, wenn er nicht durch langen Aufenthalt auf *Java*, vollkommene Sprachkenntniss und täglichen Umgang mit denselben in den Stand gesetzt wird, tiefer in die geheimnissvollen Falten ihrer Seele zu blicken. Obwohl diese Leute zu keiner besondern Gattung gehören und ihr Charakter im Allgemeinen die grösste Aehnlichkeit mit dem der übrigen Eingebornen des Landes hat, so giebt es doch in demselben besondere Züge, welche zu kennen für einen Reisenden oder neuangekommenen Europäer nothwendig und nützlich ist.

Der in dem Bilde dargestellte Mann ist ein Priai, einer der geringsten inländischen Beamten, welche als Briefträger, Aufseher bey öffentlichen Arbeiten und Transporten von Geld, Waaren u. dgl. gebraucht werden. Seine gewöhnliche Bewaffnung besteht in einem Dolch oder Kewang. Die unter seinem Kommando stehenden Träger gehören zu der ärmsten Klasse des Volks, *Kulie's* oder *Tuguhr's* genannt, welche entweder Frohndienste verrichten, oder sich freywillig für verschiedene Arbeiten vermieten. Es ist beynahe unbegreiflich, wie dieselben bey dem sparsamen Genuss sehr einfacher Speisen ungeheure Lasten in der brennenden Sonnenhitze über Berg und Thal zu tragen vermögen. Die meisten gehen baarfuss und leiden dadurch sehr; einige binden sich lederne Sohlen unter die Füsse. Sie sind auf ihren beschwerlichen Reisen mancher Gefahr, besonders den Anfallen des Tigers ausgesetzt, der gewöhnlich in einem Hinterhalt liegt, und eines Sprunges, wobey er selten fehlt, sein Schlachtopfer mit sich fortreisst. Der Werth des Geldes oder der Waaren, welche ihnen übergeben werden, vermag ihre Treue und Gewissenhaftigkeit nicht zu erschüttern, und nie hörte ich von einem Beyspiel, dass sich ein Priai oder seine Kulie's an dem ihnen anvertrauten Gute vergriffen hätten. Je höher die Person ist, für welche sie arbeiten, desto mehr Ehre setzen sie in die pünktliche Ausführung der erhaltenen Befehle. In vielen Gegenden sagen diese guten Leute: „Sie haben auf dem Wege nichts zu fürchten, wenn sich *barang kompany* (Güter der Regierung) bey dem Transport befinden.“ Dem Priai, welcher die Hauptperson unter ihnen ist, giebt man die betreffenden Papiere mit, welche er sorgfältig in trockene Blätter einwickelt und verwahrt. Gewöhnlich reitet er zu Pferd und nimmt bey seinen Untergebenen eine Miene von Wichtigkeit an, die sehr nothwendig ist, aber dem Europäer lächerlich vorkommt. Wenn man in dem Innern des Landes reiset, erhält man auf Verlangen einen Priai als Bedeckung oder Wegweiser. Auch in dieser Hinsicht leistet ein solcher sehr grosse Dienste und ist Tag und Nacht unermüdet, um zur Sicherheit und Bequemlichkeit seines Herrn alle mögliche Fürsorge zu treffen.

Diese Priai's oder Mandor's leben, wenn sie nicht fortwährend in Privatdiensten stehen, auf dem gleichen Fusse wie andere gemeine Leute, werden zu ihren Verrichtungen befehligt oder gegen besondere Bezahlung für eine Sendung gemiethet und treten nach Ablauf derselben in ihre vorigen bürgerlichen Verhältnisse zurück.

Man darf sich hingegen auch nicht wundern, zu einer andern Zeit den nämlichen treuen Wegweiser oder gewissenhaften Geleiter von Waaren und Reichthümern wegen Mord oder Diebstahl als Gefangenen eingebracht zu sehen. Leichtsinzig, ohne die mindeste Ueberlegung oder Berechnung der Folgen, schliessen sie sich mit der unbegreiflichsten Bereitwilligkeit denjenigen an, welche dem Nachbarn ein Pferd oder einen Ochsen stehlen, dessen Haus ausplündern, oder sonst auf Raub und Mord ausgehen. Diese gränzenlose, den Javanern im Allgemeinen eigene Unbedachtsamkeit wird blos durch die schauerhafte Gleichgültigkeit übertroffen, womit sie jeder Art Strafe, selbst dem Tode, entgegen gehen.

Ich war einst bey der Execution von sieben Personen gegenwärtig, unter denen sich eine junge Frau befand, die ihre Schwester aus Eifersucht vergiftet hatte. Ich stand dicht bey dieser Verbrecherin, während das Todesurtheil in malay'scher Sprache vorgelesen wurde, beobachtete recht genau ihre Züge und fand auch nicht die geringste Verzagtheit, nicht einmal Bestürzung in ihrer ganzen Haltung. Eine Person nach der andern wurde zu dem Galgen gebracht und litt den Tod mit der grössten Kaltblütigkeit.

Nicht unpassend scheint mir hier die kurze Erzählung einer schrecklichen Begebenheit, die sich in den letzten Jahren meines Aufenthalts auf der Insel *Java* in der Nähe meines Wohnortes zutrug. Ein chinesischer Zucker-Fabrikant hatte einen Mandor (Aufseher), der schon mehrere Jahre ehrlich und treu bey ihm diente. Dieser schien mit seinen Verhältnissen sehr zufrieden, indem er gut bezahlt war und in dem Hause seines Meisters viele Rechte genoss. Ein unbedeutender Umstand reizte den Knecht zum Zorn und er schwur seinem Herrn den Tod. Dieser erwiderte denjenigen, welche ihn warnten: „er sey von der treuen Anhänglichkeit des Mandors zu sehr überzeugt, als dass er von demselben etwas sollte zu befürchten haben; übrigens sey er sich keines Unrechts gegen ihn bewusst.“

Eines Abends traf der Mandor unweit der Wohnung seines Meisters einen jungen, ihm unbekanntem Javaner an, der noch mit Tabakpflanzen beschäftigt war, und sagte zu ihm: „Freund! es ist beynahe Nacht, höre auf zu arbeiten und komme mit mir, du kannst mir eine grosse „Gefälligkeit erweisen. Wenn es ganz dunkel ist, will ich den Chinesen, meinen Herrn, nebst „Frau und Kindern ermorden; willst du mir dabey behülflich seyn?“ — „Ja wohl“, versetzte der junge Mensch und gieng mit. Wie der Mandor gewahr wurde, dass alles im Hause schlafe, schlich er mit seinem Gefährten in die Wohnung hinein und zeigte diesem die Schlafstelle seines Meisters, gab ihm mit der Hand ein Zeichen, denselben zu tödten und gieng zu der Frau hin, um welche drey kleine Kinder, wovon das älteste kaum vier Jahre alt war, auf Matten lagen, und ermordete alle auf die schrecklichste Weise.

Kaum war die entsetzliche That geschehen, so wurden auch die Verbrecher, die verschiedene Spuren des Mordes an sich trugen, ergriffen, und nach dem Hauptort der Residenz gebracht. Ich war bey ihrem Verhör zugegen. Keiner läugnete, jeder erzählte mit der grössten Gleichgültigkeit die kleinsten Umstände der schrecklichen Begebenheit und der Jüngste von ihnen, kaum achtzehn Jahre alt, betrachtete das ihm vorgehaltene blutige Schlachtmesser und sagte: „Ja, mit diesem „habe ich es gethan, das ist mein Gollok! ich habe denselben erst vor drey Monaten gekauft.“

Hieraus kann der verehrte Leser abnehmen, wie schwer es sey, den Indianer genau kennen zu lernen, und wie leicht derselbe durch die Reizbarkeit seines Temperaments von einem Aeussersten in das andere verfalle. *) Ich finde darum seine guten Eigenschaften zwar weniger liebenswürdig, allein für seine Laster doch einige Entschuldigung, indem er nach seinen beschränkten Begriffen handelt, die er von guten oder bösen Handlungen hat.

Jedem Europäer, der sich nach Indien begeben will, empfehle ich als die beste Lebensregel hinsichtlich des Umgangs mit den Eingebornen: Vorsicht, Güte mit Ernst gepaart, und Unerschrockenheit; nie lasse er Furcht oder Misstrauen blicken. Er muss der geringsten Lüge,

*) Welchen Kontrast findet man nicht in dem Charakter des Arabers, der den fremden Gastfreund liebreich bewirthe und beschützt und ihn einige Stunden nachher, wenn er sich aus seiner Hütte entfernte, mordet oder plündert? Wie schändlich handeln nicht (nach unsern Begriffen) die gutmüthigen Bewohner der tausend im fernen Ocean zerstreut liegenden Inseln, die mit der einen Hand Geschenke annehmen und mit der andern den Geber bestehlen?

dem kleinsten Betrug nachspüren und dieselben scharf ahnden; demjenigen aber verzeihen, der freywillig seine Schuld bekennt. Dadurch macht er den Verschlagensten offenherzig und gewinnt sein Zutrauen. Auch wird er auf diese Art bald im Stande seyn, des Indianers Begriffe von Recht und Unrecht zu läutern, sich geachtet und geliebt zu machen und hat alsdann nichts mehr zu fürchten.



VI. Ein Vorfechter.

(jav.) *Pradjuriet*. (mal.) *Pandeikar*.

Dieses sind die vorzüglichsten javanischen Krieger; sie fechten gewöhnlich an der Spitze, oder suchen als Plänkler dem Feind Abbruch zu thun. In den Fürsten-Ländern, wo noch ein Schein der Unabhängigkeit von der niederländischen Regierung besteht, dienen die Söhne der vornehmsten Familien als Vorfechter und sind gewöhnlich in Behandlung der Waffen sehr geübt. Ihre Geschicklichkeit im Reiten kann beynahe nicht übertroffen werden und es lohnt sich der Mühe, den Turnieren zuzusehen, welche oft zu *Surakarta* unter Anführung des Kaisers, oder zu *Djocjokarta* in der Residenz des Sultans gehalten werden. Muth und Entschlossenheit sind ihnen nicht abzusprechen und sie zeigen gewöhnlich eine Standhaftigkeit und Ausdauer, die mit ihrer Vorliebe zum weichlichen Leben im höchsten Gegensatz stehen. Der gegenwärtig noch fortdauernde Krieg, welcher im Monat August 1825 begann, hat ihre Kenntnisse im Fache des Kriegswesens unendlich vermehrt und ihnen ein gewisses Vertrauen auf eigene Kraft eingeflösst, welches früh oder spät ein wichtiges Resultat erzeugen muss. Umsonst halt jetzt der Donner des Geschützes, vor dem allein schon sie in frühern Zeiten in Angst und Verzweiflung die Flucht ergriffen, sie beantworten denselben mit ihren *Lilah's* (kleinen Feldstücken) und dringen oft mit Wuth bis unter die Bajonette der Europäer vor.

Wenn man den allgemeinen Anfall eines javanischen Corps zum erstenmal sieht, so muss man gestehen, dass es eine furchtbare Erscheinung seye. Man stelle sich einige tausend Indianer vor, die auf verschiedene Art bewaffnet, von Opium berauscht, die langen schwarzen Haare über das Gesicht hängend, unter wilden Drohungen und Geberden und dem Getöse von hundert metallenen Kesseln (*Gong's*), mit einem fürchterlichen Gebrüll den Angriff auf ein Paar hundert Europäer machen. Durch die Wirkung des Opiums fechten sie wie Rasende und werden durch ihre Priester angeführt, die, gewöhnlich weiss gekleidet, damit man sie überall erblicke, in der einen Hand den Alkoran, in der andern das Schwert, zum Kampf gegen die *Orang Kapirs* (Ungläubigen) anfeuern.

Obwohl sie gegenwärtig die Sitte der Europäer nachahmen und Fahnen mit sich führen, so sind doch eigentlich die *Payong* (Sonnenschirme) ihrer Fürsten Erkennungs- und Vereinigungs-Zeichen, auf welche sie das höchste Gewicht legen und demselben grosse Ehre erweisen. Sie haben auch *Tombak pussaka* (Lanzen durch Alterthum geheiligt) von ihren frühern Fürsten, woran Pferdeschweife befestigt sind, die zu dem nämlichen Zweck wie die *Payong* dienen.

Die Waffen der Javaner bestehen gewöhnlich in Feuergewehren, Lanzen, Schwertern, Dolchen und Pfeilen; sie fangen an sich der erstern mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen. Der gegenwärtige Krieg ist eine gute praktische Schule für sie und obwohl die Fortschritte nur langsam geschehen, so werden dieselben doch unfehlbar mit der Zeit zur Unabhängigkeit von Europa führen *). Allein die Lage dieses Volkes wird dadurch nicht glücklicher werden, der gränzenloseste

*) Wenn nämlich die Javaner nicht einsehen lernen, dass die niederländische Regierung nur ihr Wohl zu bezwecken sucht und dass die eifersüchtigen Grossen des Landes jene nur zu entfernen trachten, um das Volk aufs neue und ungestört ihrer Bedrückung und Willkühr zu unterwerfen.

Despotismus, dieses tausendköpfige Ungeheuer, wird alsdann wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorschleichen und der Landmann, welcher sich gegenwärtig unter dem Schutz wohlthätiger Gesetze seines Eigenthums erfreuen durfte und darum willig an die Arbeit gieng und die Industriezweige auszubreiten suchte, weil er die Ueberzeugung hatte, dadurch seinen eigenen Wohlstand zu befördern, wird seinen Nacken wieder unter das eiserne Joch tyrannischer Willkühr beugen und mit seinem Schweiss jeden Höhern mästen müssen. — Wie es bey einem solchen elenden Daseyn um die Geisteskultur aussehe, kann sich jedermann vorstellen. Despotismus unterdrückt geistiges und physisches Emporstreben und gleicht dem *Pohon upas* (Giftbaum), der seine Umgebungen vergiftet und in weiter Entfernung den Keim der Pflanzen zerstört, um, zur Befriedigung neidischen Uebermuthes, allein blühend, in einer Wüste über kränkelnde oder hingewelte Naturgenossen hervorragen zu können.

VII. Ein Hhadjie, javanischer Pilger.

Der, welcher eine Wallfahrt nach Mekka vollbracht hat, erhält ohne Ansehen des Geschlechts oder Alters den Ehrentittel *Hhadjie*, mit welchem einige Vorrechte verbunden sind, z. B. die Erlaubniss einen weissen Turban zu tragen und bey gottesdienstlichen Versammlungen einen Rang über dem gemeinen Volk einzunehmen. Gewöhnlich begeben sich die von dem Grabe Mahomets zurückkehrenden Laien zu einem *Katib* oder *Santrie* (Theolog, Schriftgelehrten), um den Koran zu studieren und nachher der Geistlichkeit des Landes einverleibt zu werden. Der verderbliche Einfluss dieser Pilger auf die sonst friedlichen Insel-Bewohner ist so einleuchtend, dass man nicht begreifen kann, wie die sonst hellschende holländische Regierung denselben keiner grössern Aufmerksamkeit würdigt und durch Verstopfung der Quelle den in jeder Beziehung schädlichen Folgen vorzubeugen sucht. Fanatismus, Unduldsamkeit, Aberglauben und Empörung, Ausfuhr des Geldes u. dgl. sind die Früchte dieser Wallfahrten, die dagegen nicht das mindeste Gute oder Nützliche gewähren.

Der bis zur Indolenz gleichgültige Indianer, welcher in Folge eines Gelübdes oder Auftrages für sich oder einen andern nach Mekka geht, wird, sobald er die dasige Atmosphäre einathmet, gleichsam physisch und moralisch umgestaltet. Seine bisherigen religiösen Begriffe und seine angeborene Gutmüthigkeit werden durch den Umgang mit arabischen Fanatikern in finstere Schwärmerey, Unduldsamkeit, Hass und Misstrauen umgewandelt und oft bis zur Raserey gesteigert. Grosse Unreinlichkeit und Trägheit sind gewöhnlich mit diesem Wahnsinn gepaart. Diese Pilger sind also nicht nur unnütze, sondern sehr schädliche Staatsbürger, die einem Wirbelwind gleichen, der den aufkeimenden Saamen jegliches Guten zu zerstören sucht.

Jeder, welcher *Java* kennt, wird gestehen müssen, dass sich die Bewohner einer gewissen Gegend, wo viele *Hadjie* sind, sowohl in Hinsicht der Sitten, als in Beobachtung der Unterthanen-Pflichten, Gewerbsamkeit u. a. sehr unvortheilhaft auszeichnen.

Die Empörung des *Dipo Negoro*, die Dauer des blutigen Krieges und manche andere traurige Thatsache mag als Beleg zu dieser Schilderung dienen.

VIII. Eine javanische Tanzparthie.

(Die Erklärung dieses Bildes findet man in dem Text der Skizzen.)

IX. Ein Tam-Tama oder Leibgardist des Sultans von Djocjocarta.

Der Sultan hat verschiedene Abtheilungen solcher Gardien, welche sowohl ihrem Namen, den Verrichtungen, als auch der Kleidung nach von einander verschieden sind. Ihr Dienst beschränkt sich hauptsächlich auf den fürstlichen Pallast (*Kraton*). Ein Hauptbedürfniss ist für dieselben das Erlernen der *bahasa dalm* (Hofsprache), indem es, wie ich anderswo bemerkte, bey Todesstrafe verboten ist, in einer andern Sprache des Fürsten oder eines ihn betreffenden Gegenstandes zu erwähnen.

Obwohl ihnen das überaus grosse Glück, im Schatten des Weltbeherrschers und Statthalters des Propheten knien zu können, oft theuer zu stehen kömmt, so beneiden die Edlen des Landes doch Jeden um diese Ehre, dem sie zu Theil wird; und wer die Seligkeit genießt, die Hefen aus dem fürstlichen Becher zu trinken, kann sich gefasst machen, den Intriguen seiner Feinde, die aber bey weitem nicht so fein gesponnen werden, als bey uns, die Stirne zu bieten, oder sich vor derselben Dolchen möglichst zu verwahren.

Belächeln wir indessen in dieser Hinsicht unsere Naturgenossen nicht; unsere feine Civilisation, Philosophie und gesunde Vernunft hat manchem gleichartigen ungereimten Tand den Werth noch nicht genommen, und eben so wenig Verfolgung und Rache aus Neid und Missgunst aus unserm gesellschaftlichen Leben verbannt.

X. Waffen der Iavaner.

- a) Ein Gollok.
- b) Ein Badeh.
- c) Ein Krifs.
- d) — — nach Art der Maduresen.
- e) Ein Pfeil von Java.
- f) — — — Ternata.

XI. Ein chinesischer Kampong am Flusse Tangerang.

Die Erklärung dieses Bildes findet man bereits in dem Texte der Skizzen.

XII. Ein chinesischer Klontong mit seinem Kulie.

Die Erklärung dieses Bildes findet man ebenfalls in dem Texte der Skizzen.

XIII. Musikalische Instrumente, Münzen, Spielkarten etc.

- a) Stäbchen von Elfenbein, womit die Chinesen essen.
- b) Münzen, früher auf *Java* gangbar.
- c) Tjenella (Pantoffeln), welche die Kreolinnen und Njais (indianische Frauen) tragen.
- d) Chinesische Geige, mit
- e) dem Bogen, etwa ein Viertel der Grösse.
- f) Garinding (Maultrommel von Bambus), inwendig hohl, zur Verstärkung des Tones.
- g) Wird vorn an die Oeffnung auf die Garinding und gegen die Lippen gehalten, und gibt den Ton.
- h) Chinesische Spielkarten.

XIV. Der Kapilie,

Hauptmann der Leibgarde des Kaisers von Surakarta.

Die Leibgarde des Sultans besteht gewöhnlich aus Adelichen, unter der allgemeinen Benennung, *Menak* oder *Bangsawang* bekannt. Die Javaner bilden sich, wenn sie dieses lästige Vorrecht geniessen, sehr viel ein und tragen die vergoldeten Fesseln des selavischen Standes mit Stolz und Uebermuth. Die nämlichen Geschöpfe, welche vor ihrem Gebieter mit hündischer Unterwürfigkeit herumkriechen, sind hinwiederum gegen ihre Untergebenen die grausamsten Despoten. Hierin zeichnen sich besonders die Kommandanten der Leibgarde aus, die vermöge ihres Amtes geheime und öffentliche Vollstreker der oberherrlichen Sentenzen sind, und gar oft aus Andrang zu barbarischen Handlungen im Namen des Kaisers ihre eigene Rache befriedigen, oder ihr Ansehen geltend zu machen suchen.

Wenn ein *Kapilie* die ihm vermöge seiner Stellung obliegenden Pflichten zur Zufriedenheit seines Meisters erfüllt, so kann er schnell bis zu den höchsten Ehrenstellen emporsteigen; Auszeichnungen und Titel fehlen ihm alsdann nicht, denn alle diese hängen lediglich von der Willkühr des Kaisers ab. Letzteres ist aber in den Provinzen von *Java*, welche nicht unter der Botmässigkeit des Kaisers oder des Sultans stehen, keineswegs der Fall; der Adel ist dort erblich und dessen Rangordnung in absteigender Linie folgende:

- a) Der *Pangerang* (Prinz, der je nach seinem Amte einen Beynamen führt, z. B. *Pangerang Adipatty*, *Pangerang Aria*, *Pangerang Ngabehy*.)
- b) *Raden Adipatty*.
- c) — *Tommongong*.
- d) — *Aria*.
- e) — *Papatty*.
- f) — *Demong*.
- g) — *Ngabehy*.
- h) *Mas*, und
- i) *Kiai*.

Die *Santanah* sind von dem letzten Range der Edelleute und eigentlich blos Befreyte von Frohndiensten u. dgl.

Früher erhoben blos der Kaiser oder Sultan in den Adelstand; gegenwärtig benutzt auch die niederländisch-indische Regierung diesen politischen Sporn, um die Eingebornen durch Befriedigung ihres Ehrgeitzes zur Ausführung ihrer Plane anzutreiben und treue Anhänglichkeit und Verdienst zu belohnen.

Die Adels-Diplome des Kaisers oder Sultans tragen so auffallende Kennzeichen ihres Regierungs-Systems, dass ich nicht umhin kann, eines derselben meinen verehrten Lesern zur Beurtheilung vorzulegen.

S u r a t - a n p r i n t a h.

(Befehl-Schrift.)

„Allen unsern Slaven, den Mächtigen, Statthaltern, und wer sie auch seyn mögen, denen erlaubt ist in unsern Städten und Ländern zu leben, wird anmit bekannt gemacht, dass Wir, erhabener Monarch, sitzend auf dem fürstlichen Thron von *Sura di karta*, unsern niedrigen Slaven, das gemeine Geschöpf, unsers kaiserlichen Anblicks gewürdigt haben, und denselben durch diesen Brief zum Edelmann erheben, er demnach von allen unsern Slaven als solcher zu erkennen sey. Damit er seiner neuen Würde gemäss leben könne, weisen Wir dem Kerl so viel Land und Leute an, als Uns gefällig ist und dienlich seyn wird.“

XV. Der Kampf des Tigers mit dem Büffel.

Man darf sich nicht wundern, dass diese barbarische Belustigung an den Höfen von *Java* statt findet, da man noch bis zur Stunde in unserm humanen und civilisirten Europa an gleichartigen Scenen Vergnügen findet. Wie könnte man von Fürsten, die ihre Unterthanen mit Gleichgültigkeit und Verachtung ihrer Menschenrechte zur Befriedigung ihrer Leidenschaften in Kampf und Tod senden, erwarten, dass sie für Thiere Schonung oder Mitleiden fühlen sollten?

Ich wohnte aus Neugierde einem einzigen solchen Schauspiele bei. Es erfüllte mich mit Grausen. Ein junger Tiger kämpfte mit mehrern Büffeln nach einander, verwundete zwey derselben tödtlich, fiel aber endlich unter schrecklichem Gebrülle, durchbohrt von den Hörnern frischer Feinde.

Bey solchen Schauspielen ahmen die Javaner die Engländer nach und wetten auf das eine oder andere der streitenden Thiere.



57996



ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008



KD.2845
nr inw. 1131